W. Bauberger

Bilder aus dem Leben.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.
Regensburg.



Bilder aus dem Leben.

1.

Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

2

Bilder aus dem Leben.

Lektüre für Schule und Haus

auf

festliche Jahreszeiten.

Von dem

Verfasser der Beatushöhle.

Mit Stahlstich.

Fünfzehnte Auflage.

Regensburg.

Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Buch- u. Kunstdruckerei
A.-G. München-Regensburg.

Vorwort.

„Bilder aus dem Leben" nenn' ich nachstehende Aufsätze in erzählender Schreibart. Und mit Recht. Denn die Wirklichkeit hat mir Farben geliehen, und den Pinsel in die Hand gegeben. Was ich von lieben Freunden erfahren, oder was ich selbst im engeren, stillen, häuslichen Kreise erlebt — das zeichnete ich zu lebhaften Familiengemälden, bei denen mir die Erinnerung herzlich wohlthut, anderen aber die Anschauung von erheblichem Nutzen werden soll.

„Lektüre für Schule und Haus." Und warum auch nicht? Es ist keine der geringsten Pflichten des Lehrers, von Zeit zu Zeit den Kindern etwas vorzulesen, und durch Nacherzählen des Gelesenen ihr Gedächtnis zu stärken. Es mag dem Lehrer nun willkommen sein, wenn ihm Schilderungen aus dem Leben dargeboten werden, die neben der Stärkung des Gedächtnisses auch das kindliche Gemüt veredeln. Und zu Hause, im stillen Familienkreise — wer wird liebliche Familienscenen nicht gern schauen wollen? — Auch studierende Jünglinge und gebildetere Jungfrauen werden meine freundliche Gabe nicht gefühllos von sich weisen.

„Auf festliche Jahreszeiten." Jedes Ereignis, das das Gepräge der Wichtigkeit für dieses

und jenes Leben an sich trägt, ist ein festliches. Oft ist es nur ein Augenblick — er ist ein festlicher. Wo ist der Mensch, der nicht schon solch ein Ereignis erlebt? also ein Fest, das er recht von Herzen feiert, eine Stunde, die ihm unvergeßlich bleibt, ein Tag, an dem er sich der Dankbarkeit gegen Gott für alles Gute, der Teilnahme an dem Wohl und Weh seiner Mitmenschen, und der Freude über das Glück seiner Familie mit ganzer Seele hingiebt. Solche festliche Momente im Jahre bieten diese Blätter dar. Und mancher gefühlvolle Leser wird sie willkommen heißen, weil sie verwandt sind mit den Empfindungen, die bei seinen eigenen Jahresfestlichkeiten sein Herz durchdringen und beleben.

So wandelt hinaus, ihr Bilder, und laßt euch schauen. In stillen Familienkreisen zeiget euer freundlich Licht. Nur vor dem kalten Blicke des scharfen Kritikers hüllt euch in einen Schatten ein, der nichts als die Worte sehen läßt: „Euer Auge hat kein Gemüt.“

Dir, liebe Jugend, mit deiner weichen Seele, die nur des guten Eindrucks bedarf, um edel geformt zu werden — dir, stiller Familienkreis, der du selbst solche Feste schon gefeiert — dir, guter Mensch, seiest du, wer du wollest, wenn dir nur ein gefühlvoll braves Herz unter den Rippen schlägt — euch sind diese Bilder gegeben.

Gott mit uns!

Dr. W. Bauberger.

Erste Abteilung.

Das Neujahrsfest.

Die Städter sahen einen frischen, tiefen Schnee, als sie ihre Köpfe mit den weißen, roten und bunten Schlafmützen aus den Fenstern steckten; und mancher, besonders aus der großen Masse der Kaufleute, die an den Werktagen die Kramläden und Schreibstuben um keinen Preis der Welt verlassen dürfen, war seelenvergnügt, diesen frischen Schnee zu sehen. „Heute ist Feiertag!" hieß es; „die Rechnungsfedern bleiben liegen, die Kaufläden geschlossen! Das ist ja herrlich! Geschwind, geschwind! Lohnkutscher bestellt! Fiaker genommen! Das giebt herrliche Schlittenpartien auf das Land!"

Und bald wimmelte es in den Straßen von jungen und alten Leuten, von Kaufmannsdienern und Hausknechten, die um Schlitten sich umsahen, und am Vorübereilen einander ein: „Gutes Jahr!" „Glückseliges, neues Jahr!" zuriefen. Und nach Verlauf einer Viertelstunde flogen auch schon elegante Schlitten mit Herren und Damen durch Straßen und Thore aufs Land hinaus.

Von diesen eilfertigen Personen machte der alte Wechselherr, der wohlgeborene Herr v. Aldernach, eine

Ausnahme. Dieser saß schon seit ein paar Stunden — denn der alte Herr hatte keinen langen Schlaf — am Schreibpulte in seinem Wohnzimmer. Er war in seinen pelzverbrämten Schlafrock eingewickelt, das lange türkische Rohr in der Hand, aus dem er manchmal einige Züge Knasters wohlbehaglich zog, und vor sich auf einem Seitentischchen die Tasse schwarzen Kaffees, aus der er bisweilen zu schlürfen sich bewegte. Seine großen Rechnungsbücher lagen vor ihm. Allein man muß ihn ja nicht falsch beurteilen. Er hatte sie nicht aufgeschlagen, um darin zu arbeiten, zu rechnen und zu zählen, wie mancher schlimme Wucherer, dem kein Sonntag und kein Neujahrsmorgen heilig genug ist, um ihn nicht zu täglichen Geschäften, die oft nicht ohne die Sünde des Geizes verrichtet werden, zu mißbrauchen.

Nein! daß der wackere Herr mit anderen Gedanken, als des Wuchers, mit christlichen Gedanken beschäftigt war, bewies ein Buch, das unter den Kaufmannsbüchern lag und aufgeschlagen war, während die anderen unberührt ihre Ruheplätze behaupteten. Das Buch hatte den Titel: „Johann Kaspar Lavaters gesammelte Schriften." Allerdings ein Buch, dessen Inhalt, gut gewählt, die ersten Stunden vom Neujahrsmorgen zu heiligen vermochte.

Der wackere Baron legte das lange Rohr beiseite, nahm das Buch und las laut vor sich hin, weil er das Lautgelesene tiefer fühlte; er las, wie folgt:

„Ach, wiederum ein Jahr verschwunden,
Ein Jahr, und kommt nicht mehr zurück
Ach, mehr als achtmal tausend Stunden
Sind weg, als wie ein Augenblick!

Weg meine Tugenden und Sünden!
  Doch, nein, der Richter aller Welt
Läßt jegliche mich wieder finden,
  Wenn er vor seinen Thron mich stellt.

Gedanken, Worte, Thatenheere,
  Wie, dürft ihr Gottes Licht nicht scheu'n?
Wenn ich dies Jahr gestorben wäre,
  Wo würd' jetzt meine Seele sein?
Stünd' ich verklärt bei Gottes Kindern?
  Wär' ich von seiner Lieb' entflammt?
Wie, oder hätte mit den Sündern
  Der Allgerechte mich verdammt?

Den Gott, der liebt, wie Väter lieben,
  Hat ihn mein Undank nie betrübt?
Den Gott, der mir so treu geblieben,
  Hab' ich ihn auch so treu geliebt?
Lebt' ich für ihn, nach seinem Willen,
  Stets als vor seinem Angesicht?
Fromm öffentlich, und fromm im stillen,
  Treu dem Gewissen und der Pflicht?

Nein, Vater, sie sind nicht zu zählen,
  Die Sünden dieses Jahres, nein!
Wie kann ich's dir und mir verhehlen?
  Ich bin nicht wert, noch hier zu sein!
Zu oft ließ ich mein Herz erkalten,
  Zu oft verletzt' ich meine Pflicht,
Ich darf vor dir nicht Rechnung halten;
  Ich zitt're: geh' nicht ins Gericht!

Nein, Vater, sie sind nicht zu zählen,
  Die Gnaden dieses Jahres, nein!
Wie kann ich's dir und mir verhehlen?
  Ich bin nicht wert, mehr hier zu sein?
Wo fang' ich an? Gott, welche Menge
  Vom ersten bis zum letzten Tag!
Ich weiß, daß, wenn ich Jahre sänge,
  Ich dir zu danken nicht vermag!

Ich flehe dich, ach, üb' Erbarmen,
Gedenke meiner Sünden nicht,
Und zeig' dem Reuigen und Armen,
Der Gnade sucht, dein Angesicht!
Wie freudig will ich dann mein Leben
Von nun an deinem Dienste weih'n!
Wie eifrig will ich mich bestreben,
Durch deinen Geist ein Christ zu sein!

Ich danke dir für alle Gnaden,
Die du dies Jahr der Welt erzeigt.
Ach, eile, Herr, die zu entladen,
Die noch das Elend niederbeugt.
Ja, aller, aller Menschen Seelen
Will ich, mein Heiland Jesus Christ,
Aufs neue deiner Huld empfehlen,
Weil du doch aller Heiland bist!"

Der Baron war von dem, was er gelesen, sichtlich bewegt; denn er hatte Thränen in den Augen. „Wie wahr ist jedes Wort in diesem frommen Liede," sagte er, „und wie tief muß ich fühlen, daß ein jedes auf meine Persönlichkeit sich bezieht, obgleich der christliche Dichter vorzüglich seine Empfindung geoffenbart, und seinen Seelenzustand kundgegeben. Aber es ist ein Lied für alle, weil es ein Lied der Wahrheit ist. Ja, der liebe Gott hat mich auch im jüngstverflossenen Jahre reichlich gesegnet. Und hab' ich diesen reichlichen Segen zum Wohlgefallen des himmlischen Gebers, zum Nutzen meiner Mitmenschen und zu meinem eigenen Heile sattsam verwendet? Nein, ich kann mit mir noch nicht zufrieden sein. Hier innen, in diesen großen Rechnungsbüchern steht der Reichtum, den mir der Herr gegeben. Meine Schiffe sind glücklich gelandet. Kaufladen und Kassen sind voll. Ich

habe tausendmal mehr, als ich brauche. Und hab' ich auch schon gedankt dem, von dem ich alles habe? Worin besteht der rechte Dank? Was heißen die Worte im Liede: „Ach, eile, Herr, die zu entladen, die noch das Elend niederbeugt!?" Sie heißen: „Herr, laß es diejenigen der Menschenkinder, die du übergroß gesegnet, erkennen und empfinden, daß du sie darum übergroß gesegnet, damit sie von ihrem Überflusse den dürftigen Brüdern redlich mitteilen, und sich des edlen Namens: „Helfershelfer des göttlichen Helfers," durch Wohlthun auf die vollkommenste Weise verdient machen sollen." — So erkenn' ich, daß der fromme Sänger damals auch schon für mich gebetet, der Herr möge mich fühlen lassen, Geben sei seliger, als Empfangen. Munter auf, mein Herz, beeile dich, daß der erste Tag vom neuen Jahre nicht verloren sei!"

In dem Augenblicke trat ein Diener ein, und meldete: „Der Herr Baron . . ."

„Major v. Hochschwang!" rief ein ziemlich bejahrter Offizier über den Rücken des Anmelders ins Zimmer herein und stand auch mit drei großen Schritten bereits vor dem Herrn v. Aldernach, der sich durchaus nicht anstellte, als ob er in der Erscheinung des Angemeldeten etwas Neues erwarte.

„Gutes, neues Jahr!" lachte der Major: „Ha, mein Lieber, hab' ich es nicht gesagt, als Sie gestern abends die Gesellschaft beim Präsidenten so früh verließen, ich werde Ihnen doch das Jahr abgewinnen? Da haben wir's nun! Ich war der letzte aus dem Saale, der letzte auf dem Flaum — bin aber dennoch der erste an den Thüren lieber Freunde mit dem fröhlichen guten neuen Jahre. Apropos! Haben Sie schon

durch das Fenster geschaut? Eine Masse Schnees. Die schönste Schlittenpartie ist projektiert. Ich bin unter den Rädelsführern der Projektanten; Sie kennen meine unverwüstlich frohe Laune, die mein Alter auf dreißig reduziert. Also lad' ich Sie ein. Mitgefahren! Mitgefahren! Die Sorgen zu Hause gelassen! Eine alte Zigeunerin hat mir einmal gesagt: Wie der Neujahrstag sich gestaltet, so gestalten sich drei Vierteile vom ganzen Jahre. — Ich kann die Art Menschen durchaus nicht leiden — allein diesmal allen Respekt vor dem Weibe. Bei mir traf es wunderbar ein. Am neuen Jahre, und — dreiviertel Jahre bin ich wohlgemut. Also folgen Sie meinem Rate, mein Schätzbarster! Lassen Sie Ihre Läufer, die kostbaren Rappen vorspannen; Sie haben ja den schönsten Schlitten in der ganzen Stadt. Heda! Franz! Franz! Nun, wo steckt denn Ihr Bursch? Franz! Laß anspannen! Zum Henker, er hört mich nicht! Bataillon, Aldernach! Ihr habt keine Zucht in Eueren Leuten! Bei mir, Hagel und Wetter — da stehen immer drei vor der Thür — und ruf' ich, springen noch so viele."

Indessen war der Diener herbeigekommen, und erkundigte sich: „Was befehlen Euer Gnaden?"

„Nichts!" entgegnete der Baron v. Aldernach. Und gegen den Major sprach er sich kurz aus: „Ich werde nicht mitfahren." Jener aber kannte den Charakter des alten Freundes zu genau, als daß er nicht gewußt hätte, weder auf weiteres Zureden, noch auf die Frage nach der Ursache des Zurückbleibens werde er einen anderen Bescheid erhalten, als: „Ich werde nicht mitfahren."

Daher ließ er den Eingeladenen mit einem artigen: „Wie Sie wollen!" in Ruhe, und pfiff ein Lied-

chen unter der großen Schnurre, bis endlich ein selbstgefälliges Lachen seiner Lippen sich bemeisterte, das die zusammengezogenen Mundwinkel auseinanderjagte und das Pfeifen einstellte.

Der Baron v. Aldernach betrachtete den Major vor sich geraume Zeit, ohne nach der Ursache seines innerlichen Wohlgefühls zu fragen. Endlich aber, weil der Major, wie es schien, durchaus gefragt sein wollte, fragte er: „Sie haben gestern gespielt beim Präsidenten? Und mit Glück?"

„Ja, mein Teurer!" war die Antwort, „mit Glück? Das wollt' ich meinen. Allein, was denk' ich an gestern noch! Nein, nein, heute, heute schon! O, das freut mich ungemein!"

„Wie?" fragte der Aldernach. „Sie haben doch heute nicht schon gespielt? In den ersten Stunden des neuen Jahres? Das wäre entsetzlich!"

„Mit nichten, Freundchen!" lachte der Major. „Das ist, auf Ehre, nicht geschehen. Aber von gewonnenen Dukaten — Sie wissen, die Frau Rätin v. Sturmband ist eine filzige Person; die Armen nennen sie des Beelzebubs Stiefmutter; ich habe gestern mit ihr gespielt. „Herr Major," schrie sie, grün und gelb von Angesicht, „Sie haben doch ein abscheulich Glück!" Sie ging ohne Börse nach Hause, und mag geflucht haben wie ein Kriegsknecht. Von diesen Dukaten hab' ich heute schon einen verschenkt, und so früh, daß ich nicht einmal sehen konnte, war es ein holländischer oder französischer. Nun, mein Freundchen, nennen Sie mich hartherzig. Heißt das nicht, den ersten Tag vom neuen Jahre gut anfangen? Hören Sie aber, wie das zuging."

Der Aldernach wurde aufmerksam, und drehte seinen Stuhl dem Erzähler zu, der sich ebenfalls niedergelassen hatte.

„Die Straßen," fing der Major wieder an, „waren noch menschenleer, als ich schon an der großen Linde neben dem Stadtthore vorbeipassierte. Da vernahm ich auf einmal ein Schluchzen, als ob es gerade vor mir wäre. Ha, ich hatte es bald heraus. Ich stand vor dem kleinen Häuschen, das an die Stadtmauer angebaut ist. Ein Fensterladen zu ebener Erde war geöffnet; von da heraus kam das Schluchzen. Das machte mich neugierig. Bataillon, ich bin weichherzig, und ich konnte es nicht ertragen, daß in den ersten Stunden des neuen Jahres jemand weinte. Ich trat ans Fenster und schaute hinein. Ein Lampenlicht, das in der Ecke der Kammer brannte, ließ mich ein altes Mütterchen erkennen, das vor einem Kruzifixbild kniete und die Hände rang — und neben dem Mütterchen ein junges Mädchen, Thränen in den hellleuchtenden Augen. Bataillon, das war ein schönes Kind. Freundchen, Sie wissen, ich bin kurz und gut. Leutchen, rief ich hinein, was fehlt euch denn? Beide fuhren erschrocken auf und zitterten. Hagel und Wetter, lacht' ich, fürchtet euch nicht, ich thu' euch nichts zuleide! Öffnet das Fenster, und sagt, was euch fehlt! Die Alte bekam Courage, und that, wie ich wollte, und erzählte mir so und so: das sei ihr Töchterlein — es könnte heiraten, einen hübschen, braven Burschen — aber fünfhundert Gulden — das Heiratsgut — das fehlte immer noch — und so kämen sie nicht zusammen. Nun hätten sie Gott angefleht, das neue Jahr zu segnen, und ihnen zu den fünfhundert Gulden zu verhelfen; sie wollten gewiß

recht brav und redlich sein. Donner und Wetter, sagt' ich, fünfhundert Gulden! Da habt ihr 'was zum Anfang! Gott helf' euch! Ich legte einen Dukaten auf das Gesims und ging. Bataillon, das junge schöne Kind hätte mich bald weichherzig gemacht. — Nun aber, es ist die höchste Zeit! Ich habe mich schon fast verspätet. Lieber Aldernach, adieu! Vielleicht ein andermal haben wir das Vergnügen, Sie bei der Partie zu sehen. Noch eins. Auf heute abend ist ein großes Konzert angesagt. Eine Sängerin aus Paris! Auf Wiedersehen! Dann will ich Ihnen erzählen! Adieu, Schätzbarster! Nochmal: Gutes, neues Jahr! Auf Wiedersehen! Adieu!"

Er drückte dem Aldernach die Hand, und war mit drei Schritten, wie er gekommen, zur Thüre draußen.

Der Major war kaum die Stiege hinunter, so setzte sich der alte, edle Baron an sein Schreibpult, und schrieb auf ein Zettelchen: „Neujahrsbescherung. Gott hat euer Gebet erhört. Gebt einander die Hände! Lebet miteinander fromm und rechtschaffen, und seid glücklich. Dies wünscht ein Unbekannter, der euch segnet, da ihn Gott gesegnet."

Dann langte der Baron hundert Dukaten aus seiner Kasse, packte sie zusammen und das Zettelchen dazu, und klingelte dem Diener.

„Was befehlen Euer Gnaden?" — „Du kennst das kleine Häuschen an der Stadtmauer, neben dem Thor an der großen Linde?" fragte Aldernach.

„Wer wird das nicht kennen?" erwiderte der alte Diener. „Es wohnen ja die zwei besten Menschen drin. Sollten sie sehen, Euer Gnaden, wie die alte Walburg beten kann in der Domkirche; ich habe mich schon

oft darob erbaut; und nebenan das schöne Trudchen, so eingezogen, so sittsam und jüngferlich. Das Mädchen errötet, wenn die jungen Herren auf den Straßen ihr so frech ins Gesicht schauen, die bösen jungen Herren! Sie hat einen Bräutigam, den fleißigen Peter. Der schafft den ganzen Tag, daß es eine Freude ist, und hängt die Nacht daran, um ja einmal sein Trudchen zu bekommen. Aber die guten Leutchen sind so arm, so arm; und der Magistrat will sie nicht heiraten lassen; und so wird's noch lange anstehen ach, sie dauern mich, wenn . . ."

„Bist du fertig, alter Knabe?" fragte der Baron. Und der Diener nickte mit dem Kopfe. „Euer Gnaden verzeihen, wovon einem das Herz voll ist, davon läuft der Mund über. Euer Gnaden befehlen . . ."

„Hier" — lautete der Auftrag des Barons — „nimm dies Paket, und trag' es in das bezeichnete Haus. Gieb es der alten Mutter, und entferne dich, ehe sie es öffnen konnte. Hast du mich verstanden?"

Franz verneigte sich — und ging, ja er lief, so schnell es seine alten Füße gestatteten, dem kleinen Häuschen zu.

Unterdessen öffnete der Baron sein Tagebuch, überschrieb ein neues Blatt mit der neuen Jahreszahl, und setzte die Worte darunter:

„Dank dir, mein Gott, du gabst am ersten Tag
Des Jahres mir ein väterliches Zeichen!
Nun fahre fort, daß ich nicht irren mag,
Und laß mich nie von diesem Wege weichen.
Wenn ich, wie heut', so täglich Gutes thue —
Wie mag ich mich dann freu'n der Grabesruhe!

Das ist es ja, was uns einst selig macht,
Das fromme Müh'n, dir ähnlicher zu werden,

Im Glauben an den Herrn, der Tod und Nacht
Verwandelt hat in Licht auf dieser Erden,
In Licht und Leben, Amen! Gottes Segen
Sei mein Geleit auf allen meinen Wegen!"

Während der Baron dies schrieb und las, begann vor der Thüre draußen das Spiel einer kleinen Harfe, das ihm bekannt zu sein schien. Er holte aus seiner Börse, was ihm das Mitleid eingab, wickelte es in ein Papier, öffnete die Thür, und ohne sich sehen zu lassen, bot er die Hand hinaus, das Almosen zu spenden. Desungeachtet konnte er es nicht verhindern, daß außen folgendes Lied abgesungen wurde:

„Ich bin der arme Glöckner
Von Uns'rer Lieben Frau,
Der Glöckner voll Gebrechen,
Blind, taub und altersgrau —
Und bringe Euch im neuen Jahr
Den Wunsch in wenig Worten dar.

Gott geb' Euch für dies Leben
Noch manchen guten Tag —
Mir aber das Bestreben,
Zu tragen meine Plag',
Solang' es ihm gefällt, in Ruh'
Bis zu der kalten Totentruh'.

Gelobt sei unser Herre,
Gelobt sei Jesus Christ,
Dess' Name heut' voll Ehre
Von uns besungen ist! —
Erbarmet Euch des Armen Not,
Und Gott bescher' Euch sanften Tod!"

„Vergelt's Euch Gott tausendmal, gnädiger Herr!" rief eine zitternde Baßstimme draußen noch zwei- und

dreimal, bis endlich die hohe Wölbung des langen Hausganges jeden Ton verschlungen hatte; dann wurde es still.

Der Herr v. Aldernach schrieb vollends in sein Tagebuch:

„Wenn dann dereinst das Tagewerk vollbracht,
Die Seele heimzieht in das Land der Wonne,
Wenn ausgetilgt der Erde letzte Nacht,
Und jenseits glänzt zum erstenmal die Sonne —
Wie will ich mich in jenen lichten Gründen
Des neuen Jahrs erfreu'n, das nie wird schwinden!"

Der alte Franz stand vor dem Baron, der lange in Gedanken und Gefühlen versunken war. „Euer Gnaden," sagte er, „die alte Walburg steht draußen, und das sittsame Trudchen. Dürfen sie hereinkommen?"

„Was wollen sie? Und wie wissen sie?" fragte der Baron, dem alten Diener zürnend. „Hab' ich dir nicht geboten, das Paket hinzugeben, und weiter zu gehen?"

„Euer Gnaden!" erwiderte Franz. „Ich hab' es nicht übers Herz bringen können, zu sehen, wenn sie das Paket öffnen — und dann fielen sie mir zu Füßen, und beschworen mich, zu sagen; so hab' ich's herausgeplatzt, daß Euer Gnaden. — Nun sind sie mir nachgeeilt, und stehen draußen, Euer Gnaden zu danken. Dürfen sie hereinkommen?"

„Nein!" sagte der Baron. Franz ging traurig zur Thür. „Euer Gnaden?"

„Sag' ihnen," fuhr der Baron fort, „ich wisse schon, was sie wollten; es sei schon gut."

„Ach," fiel der Diener ein, „sie lassen sich nicht abweisen."

„Sie sollen aber!" war des Barons Antwort.

Da trat der alte Franz traurig vor seinen Herrn. „Dreißig Jahre," sagte er, „dien' ich Euer Gnaden mit frohem, heiterem Sinn. Heute zum erstenmal wird mir der Dienst bei Euer Gnaden schwer. Ich hätte nicht gedacht, daß Euer Gnaden so hart sein können, nachdem Sie eine Viertelstunde zuvor so über alle Maßen gut gewesen. Euer Gnaden werden die Wohlthat erst vollkommen machen, wenn Sie die guten Leutchen ihr Herz ausschütten lassen vor Ihrem Angesicht. Dann endlich ahmen Euer Gnaden dem lieben Gott nach, der keinen Menschen von sich weist, wenn er zu danken kommt. Nun hab' ich Euer Gnaden recht ans Herz geredet. Der alte Diener, der mit Euer Gnaden aufgewachsen, hat gemeint, er habe ein Recht dazu. Werden Euer Gnaden nun nicht böse."

Der Baron, wahrscheinlich mehr, um der langen Rede des gesprächigen Alten, der doch alles bei ihm vermochte, los zu werden, nickte mit dem Kopfe, und deutete mit der Hand.

Da trippelte der alte Franz voll Vergnügen zur Thür und öffnete sie. „Hab' ich's ja gewußt; der gnädige Herr ist immer gut. Kommt nur, ihr Weiber, kommt, und thut, wie's euch das Herz eingiebt."

Da eilte Trudchen herein, und hinten nach die Mutter. „Zu Ihren Füßen, gnädiger Herr, zu Ihren Füßen." Und sie lagen auf ihren Knieen vor dem tiefgerührten Baron.

„Nun, Kinder," sagte er nach ein paar Sekunden, „nun stehet auf; ihr habt mir genug gedankt."

„Ach," seufzte Walburg, „ich weiß nicht, wie mir ist; gnädiger Herr, wir haben noch nichts gedankt. Ach Gott, wenn ich nur zu Wort kommen könnte! Trud-

chen, wie? Hast dich zu Hause so gefreut, und auf dem Wege her, wie du danken wollest. Und nun? Hast du dein Maul daheim gelassen, du schlimme Dirne?"

Da fing Trudchen an: „Gnädiger Herr! O, die schöne Summe! Ist es denn wahr? So viel? Darf ich es denn glauben? Ach, wenn nur mein Peter da wäre! Der könnte Euer Gnaden sagen, wie mir's im Herzen ist. Ich habe schon zu ihm geschickt. Mein Vetter, der gescheite Michel, ist gegangen; der muß ihm die Nachricht gut beibringen, daß ihn die Freude nicht plötzlich tötet. O, wie wird er rennen, um bald bei mir zu sein. Ach, Mütterchen, wenn er nur nicht zu schnell läuft, daß er sich keinen Husten holt, und gar krank wird, der arme Peter."

„Euer Gnaden," fiel die Mutter ein, „verzeihen dem jungen Ding; sie weiß vor Freude gar nicht mehr, was sie sagt und thut. Sie vergißt, daß sie in dem Zimmer vor Euer Gnaden ist. Aber Euer Gnaden dürfen glauben, daß unsere Herzen voll Dank sind, der nie aus unseren Herzen weichen wird, solange der liebe Gott uns leben läßt. Und dann erst, nach unserem Tode, am Throne Gottes — dann erst, wie wollen wir Gott danken! Ach, die Freude ist noch zu groß; es kommt mir immer vor wie ein schöner Traum. Und doch — es ist so. O, was muß das für Euer Gnaden ein gesegnetes Jahr werden, da Euer Gnaden schon am Neujahrsmorgen drei Menschen fürs ganze Leben glücklich gemacht! Aber Euer Gnaden haben's gewiß an keinem Unwürdigen gethan. Ich bin arm, aber die ganze Stadt muß mir das Zeugnis geben, daß ich meine Armut nicht selbst verschuldet, und meine Tochter in Zucht und Ehren, redlich und arbeitsam auf-

erzogen. Und der Peter — ja, wenn er nicht der fleißigste Bursch wäre, und wenn ich das geringste Unrecht an ihm bemerkt hätte — er sollte mein Trudchen nicht kriegen. Aber so, hoff' ich, soll die Ehe im Himmel geschlossen sein."

„Nun recht," sagte der Baron, und wandte sich zu Trudchen; „so geb' euch der gütige Gott seinen Segen! Liebet einander, und wandelt rechtschaffen vor Gottes Angesicht."

„O gnädiger Herr!" rief Trudchen und weinte, „wir wollen miteinander leben, daß die Engel im Himmel Freude daran haben. Aber, wenn er nur nicht krank wird — der arme Peter!"

„So eilet jetzt," sagte der Baron, „daß ihr euere Freude mit ihm teilen könnet. Warte, Trudchen, ich muß dir noch ein Hochzeitsgeschenk mitgeben."

„Wie?" fiel die Walburg ein. „Nein, gnädiger Herr! Sie haben schon so entsetzlich viel gethan. Sie haben gemacht, daß sie heiraten können. Trudchen, ich sage dir, daß du mir nichts annimmst."

Unterdem hatte der Baron ein Buch aus dem Schranke geholt. „Da! Es ist ein Buch, das ein menschenfreundlicher Geistlicher für angehende Eheleute geschrieben. Das darfst du wohl nehmen. Du wirst manches darin finden, was dich und deinen Peter in allen Lagen eueres künftigen Lebens beruhigen, trösten und ermuntern wird."

Trudchen nimmt das Buch, und küßt dem Baron die Hand. „Gnädiger Herr, wie gut sind Sie! O, daß ich es allen Menschen sagen könnte, wie Euer Gnaden so gut sind! Aber beten will ich für Euer

Gnaden! morgens und abends mit meinem Peter beten für Euer Gnaden!“

„Ja,“ sagte Walburg, und weinte wie Trudchen, „beten wollen wir, und nie aufhören! Ach, daß wir nur recht gedankt hätten! Leben Sie wohl, gnädiger Herr! Der liebe Gott erhalte Sie gesund! Ach, mein Herz ist noch so voll! Ich möchte so viel sagen — und ich muß alles wieder mit nach Hause nehmen. Der liebe Gott sieht in unsere Herzen! Der liebe Gott wird's Euer Gnaden sagen, was wir sagen wollten. Leben Sie wohl! Gott behüte Sie! Gott vergelte es Ihnen! Ach Gott! Ach Gott!“

Sie waren zur Thür hinaus, an der der alte Franz stand und weinte. „Nun, Euer Gnaden?“ sagte er, und rieb mit der zitternden Hand die Augen. „Das ist für Euer Gnaden ein schönes Neujahrsfest!“

Der Baron erinnerte sich jetzt, daß er einen kranken Freund zu besuchen habe. „Wie wird er sich freuen,“ sagte er zu sich selbst, „wenn ich ihm in den ersten Stunden des neuen Jahres einige Trostworte zu bringen habe! Der Besuch eines Kranken und Leidenden ist Gottesdienst.“

Franz kleidete seinen Herrn an. Und dieser nahm nun das Buch, aus dem er das schöne Lied sich vorgelesen, unter den Arm, und verließ das Haus. Der alte Diener sah seinem Herrn mit lächelndem Auge nach und sagte: „Was wäre die Erde, wenn sie lauter solche Bewohner hätte? Ein Paradies, in dem Gott selbst seinen Wohnsitz aufgeschlagen.“

Aldernach kam zum kranken Freunde — und bot ihm die Hand voll Mitleid und Herzensgüte. Dieser lächelte und sprach: „Ich fühle die Schmerzen weniger,

wenn ich dich sehe, lieber Freund! Deine Erscheinung ist mir kühlender Balsam auf die heißen Wunden. Ich weiß es, was du mir am Neujahrsmorgen wünschest. Der liebe Gott wird deine Wünsche erfüllen; denn sie kommen aus einem Herzen, in dem kein Falsch ist. Du bist mein Nathanael."

„Ich habe noch einen Nathanael bei mir!" sagte der Baron, und nahm das Buch hervor. „Ich meine unseren frommen Lavater. Willst du nicht hören, was er dir zum neuen Jahre schickt? Den besten Arzt schickt er dir, den Heiland, den Immanuel, der deine Krankheit hinwegnehmen kann und will."

Der kranke Freund bat mit herzlichem Eifer. Und der Baron las ihm vor:

„Mit jedem neuen Jahre neu,
Verehrungswert und heilig sei
Deine Name uns, o Jesu Christ,
Der aller Himmel Kleinod ist!
Halleluja!

Heil, unbeschreiblich großes Heil
Ward Sterblichen durch dich zu teil!
Von Sündenlust und Sündenschuld
Hilft, Jesus Christ, uns deine Huld!
Halleluja!

Zehntausendfach ertönet heut'
Dein Name in der Christenheit! —
Wer ist's, der dich von ferne kennt,
Und dich nicht freudig Heiland nennt?
Halleluja!

Steig' aus dem Herzen froh empor,
Lobpreisung, in sein off'nes Ohr! —
Weg, Undank! Zweifel, Furcht sei fern! —
Er hört uns, liebt uns, hilft uns gern! —
Halleluja!

Wie dich der Engel früh genannt,
O Jesu, bist du allbekannt!
Dein Blick ist Huld, dein Hauch ist Kraft!
Dein Finger heilt, dein Wort erschafft! —
Halleluja!

Von jedem Druck und jedem Joch
Errettetest, errett'st du noch! —
Wer ist in aller Welt dir gleich?
So weise, mächtig, gnadenreich?
Halleluja!

Zu jeder Zeit, an jedem Ort
Ist Kraft und Huld und Heil dein Wort:
Und deine Wahrheit, deine Treu'
Erscheint uns jede Stunde neu! —
Halleluja!

Wie beten wir, o Herr, dich an,
Der selig machen will und — kann?
Erbarmen aller Sünder, dir
Frohlocken, glauben, singen wir:
Halleluja!"

Welch einen Trost dieses Lied dem Kranken brachte, konnte man aus dem heiteren Blicke seines Auges, aus dem Lächeln seines Mundes entnehmen, welche, Boten innerer Ruhe und Munterkeit, mit jedem Worte, das der Baron kräftig und selbstfühlend vorlas, sichtbarer wurden.

Endlich läutete man aus allen Kirchen zum Morgengottesdienste — und der Freund schied vom Freunde.

Schweigsam und die Menschenmasse nicht achtend, die an ihm vorüberwogte, ging der Baron der Kirche zu, um der Feier des Neujahrsfestes, dessen Morgenstunden er schon mit so manchem guten Werk geziert,

im öffentlichen Gottesdienste mit heiliger Andacht das Siegel aufzudrücken für das ganze Jahr, in dem ihm der Segen von oben gewiß nicht fehlte.

Aschermittwoch.

Schnee und Regen schlugen an die Fenster meiner kleinen Wohnstube. Der Tag mit dem trüben Himmel sah wehmütig und ernst zu mir herein. Und wäre er von außen auch noch so freundlich und mild gewesen — seine Bedeutung ist düster und schauerlich.

Mein Häuschen hat eine Lage, die mir heute besonders ins Auge fällt. Gerade vor ihm steht die große, im gotischen Stile erbaute Klosterkirche mit dem grauen, gewölbten Portale, mit dem hohen, schönen Turme, der wie ein christlicher Herold, das Zeichen des Kreuzes auf der Stirne, durch die Thäler ins Weite hinausschaut, und von den Wanderern in der Ferne andächtig betrachtet wird. Seitwärts, und fast an mein Häuschen angebaut, steht das Wirtshaus mit dem Schilde „zum lustigen Gastgeber". Welch ein Abstand! Welch ein Unterschied! Hier der Wegweiser zum himmlischen Frieden — dort der Wegweiser zur Sinnlichkeit. Hier das Heiligtum, das Asyl frommeinfältiger Seelen, die der Erdenluft glücklich entronnen — dort die Herberge schnöder Lust und eitler Freude für Menschen, die sich noch im Schlamme irdischer Vergnügungen herumtummeln.

Wie hatte es gestern getobt da drüben! Ach, des unsinnigen Karnevals! Die verstimmte Geige des be-

trunkenen Fiedlers, die grellschmetternde Trompete des maskierten Marktschreiers, die halbzerrissene Tamburine der schwarzen Zigeunerin, dann das Getöse nächtlicher Schwärmer, Gläsergeklirre, Jodeln der ausgelassenen Tänzer, Streit und Gelächter, Juchheien und Weinen — alles Unschickliche durcheinander — wie hat es meinen Ohren, und wie weit mehr meinem Herzen weh gethan! So weit können sich Menschen vergessen, so weit Christen, wenn sie dem wilden Freudentaumel aus alter Heidenzeit ihr Haus und Herz geöffnet.

Heute, wie ist es ganz anders! Der Kirchturm, der gewaltige Herold, ruft das entartete Volk zur Besinnung zurück. Ich höre die große Glocke vor mir in der Höhe. Wie feierlich ist der Ton — aber aus jeder Schwingung des metallenen Glöckels fällt ein Vorwurf herab auf die Menschenmasse, die mit bleichen, unruhigen Gesichtern eingeht unter das große Portal der Kirche, um sich reinigen zu lassen. An meinem Fenster vorüber wankt der Troß der Landmusikanten, die gestern Fürsten der Nacht gewesen und mit dem betrunkenen Volke nach Willkür handeln konnten. Jetzt ist ihre Herrlichkeit zu Ende. Die Lumpen an ihrem Leibe sagen zu deutlich, daß sie Bettler sind, verachtet von denen, die ihnen gestern im Taumel abscheulicher Lust ihr wildes Spiel zehnfach bezahlt. Sie stellen sich vor die Kirche, wohl fühlend, daß sie nicht würdig seien, das Asyl der Frommen zu betreten. Aus ihren Gesichtern tritt Roheit hervor und der erste Zug beginnender Verzweiflung.

Während ich mich, an ein Fenstergesims angelehnt, also meinen Betrachtungen hingab — begann in der Kirche das feierliche Spiel der Orgel, tief und

dumpf, im Einklang mit der Wehmut und dem Ernste des Tages; und in tausend Stimmen erhob sich ein kirchlicher Volksgesang, dem ich meine Stimme nicht versagte, weil mir das Lied bekannt ist, das also lautet:

„Weg von Lärm, von Tanz und Spiele,
Blick', o Mensch, zu deinem Ziele! —
Sieh', das Bild des Todes hier,
Staub und Asche sagen dir:
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden.

Wie sie streben — sorgen — suchen,
Die gesund'ne Lust verfluchen;
Wie von Schein bethört der Geist
Rastlos baut und niederreißt,
Was so mühsam strebt auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden.

Sieh' durch diese Tempelhallen
Mann und Greis und Jüngling wallen,
Und die Mutter, die entzückt
An das Herz die Kleinen drückt,
Was da blüht und reift auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden.

Staub sind Tausend, welche kamen,
Wer gedenkt noch ihrer Namen?
Ach, ihr moderndes Gebein
Deckt, uns warnend, längst der Stein.
Was geboren ist auf Erden,
Muß zu Staub und Asche werden.

Aber Gott wird all erwecken;
Fromme kann kein Tod erschrecken!
Wie das Korn ins Feld gesä't,
Reich an Ähren aufersteht,
Werden wir uns wiedersehen;
Glaube kann nicht untergehen.

Die dem Vater aller Seelen
Kindlich ihren Geist empfehlen,
Die, vom Fluch der Sünde rein,
Sich dem Reiche Gottes weih'n,
Sollten die vom Staub verwehen?
Hoffnung kann nicht untergehen.

Menschenfreund, dein frommes Sehnen,
Abzutrocknen alle Thränen;
Liebe, die nicht wieder schilt,
Haß mit Wohlthun gern vergilt,
Echte Tugend wird bestehen,
Liebe kann nicht untergehen.

Sieh' das Kreuz auf dem Altare,
Sieh' die schwarzumhüllte Bahre,
Und das Grau der Asche spricht:
Aller harrt das Weltgericht!
Unser Reich ist nicht hienieden —
Tugend nur giebt Seelenfrieden."

Während dem Absingen dieses Liedes wurde dem Volke in der Kirche von dem Geistlichen Asche auf das Haupt gestreut mit den Worten: „Gedenk', o Mensch, daß du Staub und Asche bist, und wieder zu Staub und Asche werden wirst!" — Ich erinnerte mich dabei unwillkürlich einer Anekdote. Ein Türke, der zuerst den Spektakel des Karnevals, dann die darauffolgende Ceremonie des Aschermittwochs mitangesehen, schüttelte höchst verwundert den Kopf und sagte: „Ei, ei, wie geht das zu? Drei Tage hintereinander sind die Christen toll und wahnsinnig, am vierten aber streut ihnen ihr Mufti Asche auf die Köpfe, und siehe, sie werden wieder vernünftig." — Ach, daß doch nie mehr die Christen einem Türken zu solcher Bemerkung Veranlassung geben möchten.

Weil ich ein Arzt bin, so hatt' ich an diesem Tage, an dem die Nachwehen der übermäßig genossenen Karnevalsfreuden sich allmählich bemerkbar machten, mehr Beschäftigung, als sonst an Tagen, die das Völklein, zu Krankheiten nicht besonders geneigt, in Mäßigkeit verlebt hat. Ich nahm daher Stock und Hut, die einem Arzte nebst einem großen Taschentuche nicht fehlen dürfen, und trat die Runde an.

Als ich an des Chirurgen Häuschen vorbei wollte, fiel mir ein, daß ich diesen Mann heute zu verschiedenen Verrichtungen der niederen Chirurgie gebrauchen könnte, und wollte ihn mitnehmen. Allein ich mußte bald einsehen, daß mein Plan eitel war; denn da ich vor die halbgeöffnete Stubenthür trat, hörte ich ein Geächze, und erkannte sogleich die Stimme des Chirurgus. Er lag im Bette; denn auch er hatte die Faschingsfreuden zu viel gekostet. Der Zustand aber, in dem er heute sich befand, war für ihn doppelt traurig, weil er, unverheiratet und als Hagestolz bekannt, keinen Menschen hatte, der den Dienst eines Krankenwärters bei ihm versah. Anfangs meint' ich zwar, es hätte sich jemand seiner erbarmt; denn ich glaubte, verschiedene Stimmen reden zu hören. Aber es war nicht so; denn ich merkte bald, daß der Chirurgus ein Dreigespräch führte, sei es, um sich zu zerstreuen, oder weil er sich, was Folge eines mächtigen Rausches ist, noch in einem halbschlafsüchtigen Zustande befand, und die zwei Personen, den Doktor und den Nachbar, die er selbstredend anführte, wirklich vor sich stehen glaubte. Ich will den Hauptinhalt des Dreigespräches seiner Originalität wegen zum besten geben, das für mich um so anziehender war, weil der kranke

Chirurgus meine Stimme und die Stimme des Nachbars vortrefflich nachahmen konnte. Also der Chirurgus, den Kopf gegen die Wand, fing an:

Als Patient. Ach, mir ist so weh! Der Kopf — der Magen — das Herz — die Leber — Lieber Herr Nachbar, nur einen frischen Trunk Wasser!

Als Nachbar. Gestern hättet Ihr kein Wasser verlangt — und wär' Euch doch besser gewesen. Jetzt bleibt nur ruhig liegen — und bedenkt, es ist Aschermittwoch. Da müßt Ihr einsehen, daß alles eitel ist auf dieser Erde.

Als Patient. Warum habt Ihr nicht lieber gestern moralisiert, anstatt mir die Weinflasche auszuleeren? Aber, lieber Herr Nachbar, seid Ihr bei dem Doktor gewesen? Er muß kommen, ob ich mich gleich schäme; denn mein Magen — und der Kopf — und die Leber —

Als Nachbar. Ich hab' es dem Doktor gesagt, was für ein Patient Ihr seid. Da hat er gesagt: „Das ist die Strafe; er soll sie nur ein paar Stunden leiden. Dann will ich schon kommen."

Als Patient. So? das hat er gesagt? Ja, er hat recht, der brave Mann. Ich schäme mich in das Herz hinein. Was wird er von mir denken? Ich, sein Chirurgus! Und krank aus Völlerei? Es ist abscheulich! — Wie oft hat er mir schon gesagt: „Musje, heiraten! Musje, ein Hauswesen haben! Musje, da bleibt man hübsch zu Hause, giebt nicht so viele Gelegenheiten! Musje, pfui, das Trinken, das Saufen, für einen Arzt, den man zu jeder Stunde des Tages und der Nacht haben muß! Musje, ich hab' ihn sonst gern, er ist mir recht — aber laß er das Trinken

bleiben." Ja, so hat der gute Doktor schon oft gesagt. Und ich hab' es ihm allzeit versprochen — und nie gehalten. Nachbar, seid Ihr noch da?

Als Nachbar. Ich will auf den Doktor warten. Ich meine, er soll jetzt bald kommen.

Als Patient. Ja, ja, gottlob! Ich höre seine Schritte!

Als Doktor. Guten Morgen! Guten Morgen! Musje, ei, ei! Musje, was hat er getrieben?

Als Nachbar. Wie gewöhnlich, Herr Doktor! Nur noch ärger, weil Fasching war.

Als Doktor. Musje, wo fehlt's?

Als Patient. Ach, der Kopf — der Magen — das Herz — die Leber —

Als Doktor. Musje, was hat er nun von den gestrigen Freuden? Sieht er, wie eitel und erbärmlich? Was ist er jetzt? Ein Mensch, unbrauchbar für sein Geschäft. Und wenn das öfter so geschieht, unbrauchbar für alle Zeit. Musje, bedenk' er's heute, an diesem wichtigen Tage, recht ernst, aufrichtig und vorsätzlich, daß alles eitel ist, außer dem heiligen Streben, Gott wohlzugefallen. Das möcht' ich noch vielen sagen, die in dem nämlichen Zustande sich befinden, wie er. Doch für diesmal genug. Er ist sattsam gestraft. Und wenn diese Strafe zu seiner Buße und Besserung beiträgt — dann gottlob! — Für diesmal will ich ihm ärztlich beistehen. Aber merk' er's sich für allemal. Musje, ein Hauswesen haben! Musje, hübsch zu Hause bleiben.

Als Nachbar. Das mein' ich auch, Herr Doktor. Dann braucht der Chirurgus dem Nachbar nicht mehr lästig zu sein.

Als Patient. Ach, helfen Sie mir, Herr Doktor! Der Magen — der Kopf — das Herz — die Leber —

Hier unterbrach ich das dreigesprächige Alleingespräch des Chirurgen, trat in die Stube und grüßte ihn. Er erschrak; denn in diesem Augenblicke schien er zu sich zu kommen. „Mein lieber Chirurgus,“ sagt' ich, „er hat zwar nicht zu mir geschickt; denn ich habe den Nachbar, den er so vortrefflich gespielt, mit keinem Auge gesehen. Allein mein guter Genius hat mich hierher geführt. Musje, ich will ihm keine neue Strafpredigt halten. Denn was er sich in meinem Namen gerade selbst vorgesagt, ist genug, wenn er's nur befolgen und sich bessern will. Hier, nehm' er dies Brechpulver — auf zweimal in einer halben Stunde — den Krug Wasser dort will ich neben ihn hinstellen. So, und bis Abend wird er gesund sein. Musje, noch etwas —“ Ich zog ein Buch aus der Tasche; es waren Youngs Nachtgedanken. „Da,“ sagt' ich, „les' er fleißig, währenddem er mit Üblichkeiten befallen wird. Wie der Körper, so müssen Geist und Herz ihre Arzneimittel haben. Und dann, Musje, den Vorsatz nicht mehr außer acht lassen, versteht er mich? Musje, ein Hauswesen haben; dann giebt's nicht mehr so viele Gelegenheiten. Pfui, das Trinken! Das Saufen! — Musje, nun adieu! Gute Besserung!“

Mit dem stillen Gebete, Gott möge ihm helfen, verließ ich das Häuschen, und ging meinen anderen Geschäften nach, bei denen ich heute den moralischen Arzt so gut machen mußte, wie den physischen.

Besonders ließ ich es mir angelegen sein, einer angesehenen, reichen Witwe, der Mutter eines einzigen Sohnes, recht ans Herz zu reden. Sie hatte nämlich, trotz der vielen guten Eigenschaften, die ihr Würde

und Ehrfurcht verschafften, den verderblichen Fehler, daß sie für ihren Sohn mit falscher Liebe durch und durch eingenommen war. Sie gestattete ihm alles, was er wollte — und so hatte sie ihm auch erlaubt, die Freuden des Faschings ohne Maß und Ziel zu genießen. Daher befand sich auch dieser in der Zahl meiner Patienten, und zwar in der Klasse derjenigen, die sich neben dem Mißbrauch geistiger Getränke auch durch das Toben des wildesten Tanzes eine Brustkrankheit zugezogen. Ich war so glücklich, die Mutter zur Überzeugung zu bringen, daß es ganz anders werden müsse. Gott gebe, daß sie ihre kräftigen Vorsätze in Hinsicht künftiger Erziehung ausführen wolle — und daß es nicht schon zu spät sein möge.

Nach Mittag trat die Sonne aus dem Gewölke. Da macht' ich einen Spaziergang in das nahegelegene Landhaus, das dem Baron v. Altburg gehört.

Ich traf niemand zu Hause, als das jüngste Töchterlein. Das war sehr gesprächig, und lud mich ein, zu warten, die Eltern müßten bald zurückkommen aus der Stadt. Um mich zu unterhalten, zeigte sie mir die Zeichnungen ihrer älteren Schwester, die ebenfalls nicht zu Hause war.

Wir waren kaum eine Viertelstunde im Anschauen begriffen — da hielt ein Wagen vor der Hausthür. „Sie kommen! Sie kommen!“ rief das Mädchen. „Geschwind die Papiere weg.“ Dann eilten wir, den würdigen Baron mit Frau und Tochter zu empfangen.

Der Willkomm war herzlich, wie jedesmal, und es entspannen sich die angenehmsten Gespräche. Bald aber sagte der Baron: „Wir haben nun des Redens satt.“ Und zu seiner älteren Tochter sagte er: „Theres,

geh' ans Fortepiano. Wir wollen ein Lied singen, das der Würde des Tages entspricht."

Das Fräulein gehorchte augenblicklich, und spielte mit Meisterhänden folgenden Choral, den ihre und unsere Stimmen begleiteten:

„O Sterbliche, was macht ihr auf der Erden?
Ihr wisset nicht, was Tod und Leben sei;
Ihr liebet meist des Todes Sklaverei,
Das Leben kann euch nicht zum Leben werden.
Das Leben will stets euer Balsam sein:
Ihr aber sinkt stets in den Tod hinein.

Betrübter Stand, auf solche Weise leben,
Daß man das wahre Licht für Tod erkennt!
O Menschen, denkt, wie ihr vergebens rennt;
Die Eitelkeit hat euer Thun umgeben:
Ihr meinet stets, ihr kriegt ein rechtes Gut,
Und krieget nichts als Tod für euren Mut.

O Sterbliche, wann wollt ihr euch besinnen?
Wann wollt ihr doch zu eurem Ursprung geh'n,
In welchem ihr das Leben würdet seh'n?
O glaubet es, ihr werdet nichts gewinnen,
Bis ihr euch hin zum Grund des Lebens kehrt,
Allwo der Geist erlangt, was er begehrt!

Sonst bleibt ihr tot, auch bei dem besten Leben,
Und hättet ihr den ganzen Kreis der Welt;
Weil uns gewiß nichts in das Leben stellt,
Als wenn wir uns dem höchsten Gut ergeben:
Dies ist das Heil für unsern Lebensgrund,
Den Adams Fall bis auf den Tod verwund't.

Glückselig ist, wer diesen Grund erblicket:
Denn der muß uns im Tod ein Leben sein.
Wenn alle Welt sinkt in ihr Nichts hinein,
So bleibt der Grund den Geistern eingedrücket:
Gott ist allein der Geister wahres Gut,
Und selig, wer in diesem Gute ruht."

Der Choral war so ergreifend, und von dem Fräulein so feierlich vorgetragen worden, daß uns allen Thränen in den Augen standen. „Allerdings," sagte der Baron, „ein Gesang für den heutigen Tag — aber der liebe Gott will nicht, daß wir immer traurig sein sollen. Theres, spiel' uns was Fröhliches."

Fräulein Therese wischte dem kleinen Julchen die Thränen aus den Augen; denn das Kind hatte mit uns geweint, ohne wohl zu wissen, warum? Dann befolgte sie den Willen ihres Vaters, und unterhielt uns mit einem rauschenden Allegro.

„Bravo! Bravo!" sagte der Vater, als sie zu Ende war. Ich trat hinzu, und pries mit aller Offenherzigkeit ihr schönes Spiel.

„Nun aber müssen Sie sich auch hören lassen!" sagte sie voll Natürlichkeit. „Verehrtes Fräulein," entgegnete ich, „das werd' ich wohl bleiben lassen, weil ich mich weder der Schande noch der Gefahr aussetzen will, den Lohn jenes Frevlers zu verdienen, der sich mit dem Apollo in der Tonkunst messen wollte, und den Sie so meisterhaft unter Ihren Gemälden abgebildet haben."

Es befand sich wirklich unter den Bildern, die mir Julchen während der Abwesenheit der Eltern und Schwester gezeigt, die Scene, wie Apollo, den sich die alten Heiden als den Gott der schönen Künste, also auch der Musik, vorstellten, dem Marsyas, einem Faun, die Haut über die Ohren herabzieht.

„Unter meinen Gemälden?" fragte Fräulein Therese betroffen. Julchen wurde rot. Der Vater fragte sie. Da sah mich das gute Kind an, als wollte es meinen Schutz. „Fürchten Sie sich nicht, Julchen!" sagte ich; „Fräulein Schwester Therese wird es Ihnen

nicht übelnehmen daß Sie mich unterhalten wollten, und dazu die Gemälde im Schreibpulte wählten."

„That sie das?" sagte der Vater. „O du Närrchen, deswegen darfst du dich nicht fürchten. Das ist ja brav!" Und mit diesen Worten eilte er ins Nebenzimmer.

Julchen kauerte sich an Fräulein Therese. „Du bist mir doch nicht böse, Schwesterchen?"

„Warum sollt' ich das?" lächelte das Fräulein; „hättest du gedacht, daß du deine Schwester dadurch prostituieren würdest — du hättest es gewiß nicht gethan."

Während ich beschäftigt war, Julchen in Schutz zu nehmen, und den Gemälden das Lob, das ihnen in Wahrheit gebührte, zu geben — kam der Vater, mit einem Pack unter dem Arme, aus dem Nebenzimmer. Es waren die übrigen Zeichnungen seiner Tochter, die er auf dem Tische ausbreitete. „Theres," sagte er, „nun hilft's nichts mehr, rot zu werden. Nun sind sie schon da. Sehen Sie, mein Herr, da haben wir gleich eine Hochzeit."

„Das Frühlingsfest aus dem Gesnerischen Daphnis!" wendete Fräulein Therese lächelnd ein. — Die Zeichnung zeigte den Moment, wo die Hirten mit ihren Mädchen an der Insel landen, um den Nymphen Blumen zu opfern. „Ach," fuhr das Fräulein, zu mir gewendet, fort, „ach, daß die Freuden der Menschen und ihre fröhlichen Feste so unschuldig wären, wie der liebliche Gesner sie zeichnet — dann hätten wir keinen wildrauschenden Fasching, der in diesen Tagen wieder unzählige Menschen unglücklich gemacht; dann wäre der Aschermittwoch ein Tag der Freude, der uns daran erinnerte, daß unsere Bestimmung, über Grab und Verwesung hinaus, in ein ewiges Heimatland gerichtet sei."

Ich wollte antworten. Aber der alte Baron hielt mir ein Blatt vor: „Sehen Sie eine Schiffahrt.“ Das hatte er erraten; denn es war der erste Schiffer aus Gesner. „Und hier,“ sagte er wieder, „aber wie? Das versteh' ich nicht. Da trägt einer den anderen auf dem Rücken. Theres, sage du! Du bist die Meisterin.“

„Das ist,“ erwiderte sie voll Anmut, „der Lahme und Blinde aus Gellert.“

Nun zeigte und erklärte Fräulein Therese noch manches, weil es der Vater haben wollte. Endlich nahm sie ein Blatt hervor; sie hatte es zum Schlusse vorsätzlich aufgespart. Es schien nicht nur mich, sondern Vater, Mutter und Schwesterchen zu überraschen. Vielleicht hatte sie gerade den Aschermittwoch ausgewählt, dies Bild zeigen zu wollen — es war das Porträt ihres kleinen Bruders, in der Gestalt eines beflügelten Engels.

In diesem Augenblicke hörte man nur Eine Stimme: „Der Julius — der liebe Julius!“

„Wo ist er, der kleine Engel?“ rief ich, ganz entzückt von der zarten Schönheit des Bildes. „Wo ist er, daß ich ihn sehe, die Blüte seiner Jugend im Leben; die Zartheit dieser Züge in der Wirklichkeit?“ Statt eine Antwort zu erhalten, sah ich nur Thränen in den Augen aller Anwesenden. Ich fragte noch einmal: „Wo ist er?“

Da kam mir die Antwort aus des Fräuleins Mund, still und sanft, voll Wehmut und doch voll Friede: „Er schlummert!“

„Wird er wohl bald erwachen?“ fragt' ich schnell. Und die nämliche sanfte, wehmütige Stimme antwortete feierlich, wenn auch unter Thränen zitternd: „Ja,

bald, bald! Denn wie lang ist die Nacht, die er zu schlafen hat? Wie lang gegen den unermeßlichen Tag, zu dem er einst erwachen wird?"

Jetzt floß ein Strom von Thränen aus aller Augen; ich verstand und fühlte den Schmerz und weinte mit. „Ach, er war ein hoffnungsvoller Junge," sagte die Mutter, „ein liebes, liebes Kind!"

Und Julchen legte das Köpfchen auf das Knie des Vaters, fortwährend schluchzend: „Ach, der arme Julius!" Der Vater tröstete sie, indem er ihre Locken streichelte: „Sei ruhig, mein Kind!"

Dann trocknete er sich selbst die Thränen aus den Augen, und wandte sich zu uns: „Nur die Unglücklichen sollen wir beweinen. Unser Julius ist es nicht. Denn er ist oben beim himmlischen Vater, den du so lieb hast, Julchen, und den wir alle recht von Herzen lieb haben wollen, daß wir den guten Julius wiedersehen."

Nach manchen Aschermittwochgesprächen, zu denen unsere Stimmung vortrefflich taugte, empfahl ich mich der ehrenwerten Familie, nachdem ich das Versprechen hatte abgeben müssen, recht bald wieder zu kommen.

Im Heimgehen trat mir der Unterschied der Tagesstunden, die ich heute verlebt, recht lebendig vor Augen. Und ich verspürte fast einen Ekel in mir, die kranken Faschingsgestalten nach dem Anblicke jener frischen Lebensbilder auf dem Landgute noch einmal besuchen zu müssen. Doch das Pflichtgefühl überwand den Überdruß, und diesmal nicht ohne wohlthuenden Herzenslohn, der sich freilich erst in der Zukunft ernten ließ, in der Zeit nämlich, da ich erfahren konnte, daß der Chirurgus und der Sohn der angesehenen Witwe sich körperlich und geistig ernstlich gebessert hatten.

Der Weg führte mich über den Friedhof, und ich kann nicht sagen, daß mir dies unangenehm war, wie es manchem ist, der nur bei dem Gedanken an Tod und Verwesung stehen bleibt und sich durchaus nicht zum Trostgedanken an Auferstehung und Wiederleben emporschwingen kann. Ich kenne zum Exempel einen Menschen, der einmal am kältesten Wintertage den Pfarrer eines Dorfes besuchen wollte. Um aber ins Pfarrhaus zu gelangen, hat man keinen anderen Weg, als über den Friedhof. Der Mann konnte bei Tage das Dorf nicht mehr erreichen, und als er nachts vor dem Friedhofe anlangte, und keinen Menschen mehr wachend traf, der ihn ins Pfarrhaus geleitet hätte, rannte er bei der strengsten Kälte lieber die ganze Nacht hindurch im Dorfe herum, bis endlich zu seiner größten Freude der Hahn krähte, und er an Nachbars Fenster, wo er Licht bemerkte, halberfroren die Hausmagd ansprechen konnte, ihn über den Friedhof ins Pfarrhaus zu führen. Dieser Mann ist bisher auch noch bei den Gedanken an Grab und Verwesung stehen geblieben.

Es war, als ich auf dem Friedhof stand, mein erstes, die Grabstätte des lieben Julius aufzusuchen. Denn er ist auf unserem Gottesacker begraben worden. „Hier können wir ihn öfter besuchen!“ hatte mir der Baron, mit einer Thräne im Auge, noch beim Weggehen gesagt.

Ich konnte das Grab bald aus anderen heraus erkennen. Ein Engel kniete über dem Hügel, und neigte sich über ein schlummerndes Knäblein mit einer Bewegung, als wolle er für immer das Geräusch menschlicher Stürme von ihm fern halten.

Der Tag war mir ein festlicher gewesen; diese

etlichen Augenblicke aber auf dem Grabe des schlummernden Julius setzten dem Feste die Krone auf. — Es war mir, als seh' ich ihn an der Spitze eines Engelchores herniederschweben, einen Strauß von Veilchen und Vergißmeinnicht — Tugend und Wiedersehen — in der Hand, und als eilte er der Heimat seiner Schwestern zu, mit diesem himmlischen Blütenschmucke sie zu trösten.

Als ich wieder zu mir selbst gekommen, erquickte mich ein zarter Blumenduft. War es denn Wirklichkeit, was ich geträumt? Siehe, ich fand das erste Veilchen auf dem jungen Hügel.

Morgen will ich es durch einen eigenen Boten den guten Schwestern schicken, mit der Freudenbotschaft: „Es kommt vom Julius!"

Ostern.

Die Tage der tiefsten Trauer, die je einen Christen befallen kann, waren vorüber. Vorüber die Zeit der Fasten, an deren Donnerstagabenden die Gemeinde in der düster beleuchteten Kirche bei wehmütigem Trauer[illegible]ng die Leiden des Herrn am Ölberge betrachtete, v[illegible] der Palmsonntag, dessen Ölzweige und Hosiannageschrei, im Gegensatze mit dem bald darauffolgenden „Kreuzige", recht eigentlich den Wankelmut, ja die Bosheit der menschlichen Seele, wenn sie das Heiligende vorsätzlich von sich gestoßen, darstellten; vorüber der Gründonnerstag, der die christlichen Eltern zum Abendmahl des Herrn so freundlich eingeladen;

vorüber der Karfreitag mit seinen Thränen und namenlosen Schmerzen, und mit der wichtigen Frage, die der göttliche Erlöser an die Menschheit richtet:

„Ach, mein Volk, was that ich Böses dir?
Wie betrübt' ich dich? antworte mir!“

Vorüber der Karsamstag mit der Ruhe des Herrn im Grabe, mit der qualvollen Stille schwermütiger Trostlosigkeit seiner Jünger, mit den schmerzlichen Liebesverrichtungen der edlen Frauen.

Aber die Erinnerung an diese lebenswichtigen Tage konnte selbst der prachtvolle Aufgang der erfreulichen Ostersonne nicht verscheuchen aus dem Herzen eines Jünglings, der dem Studium der Theologie sich gewidmet hatte, und in diesen Tagen gekommen war, die Osterferien im Hause seiner geliebten Eltern zu feiern.

Theobald, so hieß der hoffnungsvolle Jüngling — hatte sich am früheſten Osterfestmorgen von Haus und Hof entfernt und den nahegelegenen Hügel bestiegen, von dem aus er die freieste Aussicht gewann, hinab in sein heimatliches Dörflein, hinauf an die stillruhende Abtei, und hinaus in die lieblichsten Partien des romantischen Thales. Um ihn dufteten die ersten Keime des Frühlings, Tannensprossen und Seidelbastblüten, und aus den Hecken das zarteste Aroma der verborgenen dunkelblauen Veilchen. Die Morgenluft war kühl, aber erquickend; und die ersten Strahlen der Sonne berührten den Scheitel der schlafenden Erde mit einer Kraft, daß sie erwachen mußte zum jugendlichsten Frühlingsleben. So bewegt sich allmählich der ohnmächtige Kranke, wenn der Balsam, aus den Händen des Arztes, seine Schläfen durchdringt; und die Brust hebt sich

kräftiger, und das Herz schlägt lebendiger; und der Genesende freut sich des neuen Lebens.

Theobald setzte sich auf den moosbewachsenen Wurzelstock einer gefällten Eiche, nahm sein Gedenkbuch, das er immer bei sich trug, aus der Tasche, und schrieb, laut lesend, mit dem Bleigriffel eine Betrachtung nieder, folgenden Inhalts: „Ihr wichtigen, trauervollen, und dennoch für alle Menschen so tröstlichen Tage, Gründonnerstag, Karfreitag und Karsamstag, Tag der Stiftung des heiligsten Liebesmahles, Tag der Opferung Jesu für die Sünden der ganzen Welt, Tag der Erwartung unseres Heils — ihr sollt ewig nie verschwinden aus meinem Andenken, aus meinem Herzen; und nie soll meine tiefste Anbetung fehlen dem göttlichen Helden euerer geheimnisvollen Stunden! O, wie süß, wie erquickend, wie stärkend war mir während dieser Zeit der freundliche Umgang mit meinem Jugendlehrer, dem würdigen Pfarrer meines heimatlichen Dorfes! Seine Worte erweckten meine Seele, seine Thränen rührten mein Herz. Gestern erst, nachdem wir das heilige Grab in der ehrwürdigen Kirche der nachbarlichen Abtei besucht, unsere Schmerzensthränen neben dem Grabe in der wehmütigen Stille der mit schwarzen Tüchern behängten Wölbung geflossen, unsere Dankesseufzer zum göttlichen Erlöser, der nun auf des Vaters Throne sitzt, hinaufgestiegen waren — gestern im Heimgehen, auf dem Wiesenanger, im Anblicke des blauen Himmels, beim Frühlingslied der Lerchen über uns, — wie hat mich da seine Rede so mächtig ergriffen! Er stand wie ein Apostel; sein Auge leuchtete, seine Stirn glänzte von Begeisterung; die Rechte hob er gen Himmel, die Linke ruhte auf seiner Brust. Und

er sprach mit feierlicher Kraft: „Theobald, du hast, wie ich nicht zweifle, mit Überlegung und unter dem Beistand des Geistes Gottes das heilige Amt erwählt, ein Apostel des Herrn zu werden. Bald wirst du vor aller Welt dich zeigen müssen. Ich bitte und beschwöre dich bei der Wichtigkeit dieser geheimnisvollen Tage, verkünde das Evangelium im Namen des dreieinigen Gottes, wie es Christus der Herr befohlen hat. Thust du es nicht — und verkündest du etwas anderes, so werden diese geheimnisvollen Tage wider dich zeugen im großen Weltgerichte." — Ich war erschüttert. Heiliger Gott, steh' mir bei, und bewahre mir ewig die Erinnerung an jenen wichtigsten Augenblick, da ich mein aufrichtiges Versprechen in seine Hand gelegt.

Nachdem Theobald dies geschrieben, überließ er sich einer stillen Begeisterung im Gedanken an die Erlösung der sündigen Menschheit durch den göttlichen Messias. Und endlich schrieb er auf ein anderes Blatt seinen Gedanken nieder in einem Fragment über die heilige Offenbarung:

— — — „An mystischer Wölbung
Glänzen die Sterne der Nacht! — Nacht? Wird es denn immer noch Nacht sein?
Nacht, du Schwester des Todes, Geschaff'ne mit ihm, da der Herr, Gott,
Aus den Gefilden des Heils die ersten Menschen vertrieben
Erste Pein in den Augen des ersten Paares! Denn Nacht war's,
Nacht in ihren Augen, als war die Sünde begangen.
Aber warum denn so? — Mein Geist, viel freundlicher, klarer! —
Sterne! Siehst du sie nicht? Sie schillern so lieblich die Nacht durch.
Denn es sprach der Schöpfer: „Ich will sie verstoßen aus Eden,

Die Gefall'nen, doch nicht aus meinen Armen verstoßen,
Senden ihnen ein Licht, damit sie im schrecklichen Dunkel
Dennoch sehen zu mir, der die Gefall'nen gezüchtigt!" —
Und sie sahen zu ihm, sie sahen, flehten und weinten —
Baten um größeres Licht. Und der Herr erbarmte sich ihrer —
Und im verklärtesten Glanz erschien die göttliche Sonne. —
Nacht ist der Fall; doch die Sterne sind die großen Propheten —
Aber die Sonne ist Christus, der Herr, der verheiß'ne Messias. —
Nacht verschwinden, und Sterne vor ihm. — Doch kommt die Nacht wieder,
Sind es die Sünden der Welt, und immer wieder — und wieder. —
Sterne, leuchtet! Und du, o Sonne, verklärtester Lichtglanz!
Scheuche die Nacht auf ewig dahin, dahin in die schwarzen
Gründe der Hölle! Erschein' und scheine du nur auf ewig
Uns, den Geretteten — — —"

Jetzt erhob sich Theobald, und trocknete sich Thränen von den Augenwimpern. Die Sonne aber hatte ihr reinstes Licht über die ganze Natur ausgegossen — und eine heilige Ruhe im Herzen, wandelte der junge Mann über den Hügel herab, der Heimat zu, um früh genug das österliche Fest in der Kirche mit der gläubigen Gemeine feiern zu können.

„Fröhliches Alleluja!" grüßte ihn ein Bekannter an der Hausthür, als er vorüberging. „Das gebe Gott uns allen!" war seine Antwort. Und er bedachte bei sich die Deutung des schönen, herrlichen Ostergrußes. Fröhliches Alleluja! Das ist: Ich wünsche dir, daß du aus dem Grabe der Sünden auferweckt werden, daß du auferstehen mögest mit Jesu Christo zur ewigen Glorie. Alleluja!

Der Gottesdienst, dem Theobald mit der ganzen Inbrunst seines zur Andacht vorbereiteten Herzens

beiwohnte, war ein feierlich festlicher — eine österliche Triumphpredigt, ein Hochamt mit dem am Ende von der Gemeine abgesungenen Kirchenfestliede: „Christus ist erstanden!"

Der Tag war so schön, so frei und heilig. Alles in der Natur schien ans Leben sich hervorzudrängen. Und die Menschen, die einander begegneten, sahen ganz anders aus, als an gewöhnlichen Tagen; es war, als fühlten sie allgemein die Wirkung des beseligenden Glaubens: „Er ist für uns auferstanden, der göttliche Osterheld, damit er uns einst alle erwecke zum ewigen Leben. Alleluja!"

„Fröhliches Alleluja!" Dies war heute selbst für die, so sich bisher feindselig angesehen, ein Losungswort der Versöhnung, des Händedrucks, des Friedens und brüderlicher Freude. Alleluja!

Theobald, der sein innigstes Vergnügen im Umgange mit guten Kindern fand, hatte viele zu sich bestellt, sie mit Ostergeschenken zu begaben, mit bemalten Eiern, die mit sinnreichen und leichtfaßlichen Verschen beschrieben worden, wie es die Kinder an diesem Tage vorzüglich lieben, und mit niedlichen Veilchensträußchen, deren reinem Duft, wie er ihnen lächelnd erklärte, der Duft ihrer Tugenden gleiche, wenn sie auch so still und bescheiden blühten, wie die verborgenen Veilchen. Das war eine Freude unter den Kindern. Sie hüpften frohlockend durch das Dorf — und wenn man sie fragte: „Wer gab euch dies?" so antworteten sie so gern: „Der gute, junge Herr Theobald!"

„Fröhliches Alleluja!" Du, der du die Kindlein liebst — wie ist dir der Ostertag ein Tag des Ent-

zückens. Du weißt, er lebt wieder, der dein herrliches Vorbild ist, der allererste, der göttliche Kinderfreund! — Alleluja!

Nach Mittag wandelte Theobald dem Pfarrhause zu. Sein Jugendlehrer hatte einen Spaziergang auf die waldige Höhe eines nachbarlichen Weilers, der zur Pfarrei gehörte, festgesetzt. Der Jüngling fand die Zimmerthür halbgeöffnet, und hörte, außer der Stimme des Pfarrers, noch eine andere Stimme. Er erkannte sie als die des alten Urban, dem gestern sein achtundneunzigjähriger Vater gestorben. Er horchte auf das Gespräch. „Denn," sagte er zu sich selbst, „das ist keine Sünde. Ich weiß, daß da innen nur Gutes geschieht, was jedermann sehen, hören und nachahmen soll."

„Euer Hochwürden," seufzte der Mann, „mein Vater ist gestorben; gestern abends um fünf Uhr sagte er, vor Freude weinend: „Jetzt sterb' ich, damit ich in der heiligen Osterfrühe mit dem lieben Heilande auferstehen kann. Amen." Und er drückte die Augen zu, und starb. Ich bitte, Euer Hochwürden wollen die väterliche Leiche beerdigen. Hier ist das Geld für das Begräbnis."

„Also ist er heimgegangen, der gute, alte Jakob!" sagte der Pfarrer bewegt. „Ich habe mich selbst erbaut, als ich ihn gestern nach Mittag zum Tode vorbereitete. Selig, die dem Herrn entschlafen. Welch ein fröhliches Alleluja für den alten Jakob! — Ihr seid sein ältester Sohn?"

„Ja, Euer Hochwürden!" erwiderte der Mann. „Vierundsechzig Jahre alt."

„Habt Ihr einige Mittel?" fragte der Pfarrer sanft und mitleidsvoll.

„Nein!“ war die Antwort des alten Mannes. „Die Zeiten sind hart, wie Sie selbst wissen. Ich habe eine kleine Hütte, und, gottlob, meine gesunden Glieder, mit denen ich, weil meine Brüder krank und bresthaft sind, den achtundneunzigjährigen Vater ernährte. Und — o Gott, ich wollte, daß ich es noch könnte! — Wie gern wollt' ich den ganzen lieben Tag um geringen Lohn arbeiten, für ihn, für den alten, braven Vater. Hier, Euer Hochwürden, nehmen Sie das Geld — ich hab' es wohl nicht gezählt; aber es wird recht sein. Ein gutherziger Nachbar hat es mir auf Vorausbezahlung der Interessen geliehen.“

„Interessen?“ fragte der Pfarrer wehmütig überrascht. „Und wie viel betragen sie?“

„Einen halben Gulden auf sieben Wochen?“ entgegnete der alte Mann.

„Gott bewahre mich!“ sagte der Pfarrer schnell. Und Theobald hörte, daß er sein Pult öffnete. „Da, lieber Mann,“ fuhr der Pfarrer nach einer Weile fort, „da habt Ihr den halben Gulden zu dem Kapital. Bezahlet es ab — ich will Eueren guten Vater umsonst begraben. Und hier — da nehmt noch einen halben Gulden, und thut Euch gütlich mit einem Gläschen Wein. Er wird Euch ermuntern — und der liebe Gott will, daß wir am Triumphtage seines göttlichen Sohnes fröhlich seien in seinem Namen. Lebet wohl. Alleluja!“

Theobald trat in dem Augenblicke in das Zimmer, und sah den alten Mann mit Gebärden, die deutlich zeigten, daß er nicht recht wußte, wie ihm geschah. Dann eilte er auf den edlen Pfarrer zu, und drückte

ihm die Hand. Dieser aber lächelte, und küßte ihn. „O lieber Gott," sagte der alte Urban, „du hast doch gute Menschen auf der Erde, Alleluja! Und die Engel im Himmel werden sich über diese menschenfreundliche That freuen. Alleluja! O lieber Herr Pfarrer, tausendmal Dank! Der gütige und allmächtige Gott vergelt' es Ihnen, und geb' Ihnen allzeit ein fröhliches Alleluja!"

Nachdem der Alte fort war, konnte sich Theobald erst recht frei den Empfindungen der Freude über das edle Werk seines ehrwürdigen Jugendlehrers überlassen — und er schämte sich nicht der Thränen. „O, wie gut sind Sie," rief er im vollsten Wonnegefühl, „und wie schön verherrlichen Sie den Triumphtag des göttlichen Auferstandenen durch die Erfüllung seiner Liebesgebote. Ja, das ist ein fröhliches Alleluja!"

„Ich habe nur meine Pflicht gethan!" sagte der brave Pfarrer. „Genug hiervon. Wir wollen ins Freie wandern."

Sie gingen, und unterwegs gesellten sich der Schulmeister und ein Bürger — ebenfalls edle Männer, die den heiteren Osternachmittag mit Andacht in Gottes freier Natur feiern wollten, zu den Wandelnden.

Während sie so dahingingen, thaten sie, wie die Jünger, die nach Emmaus wallfahrteten — sie unterhielten sich von der Geschichte Jesu in den letzten Tagen. Nur waren ihre Herzen froher, und ihre Gesichter heiterer; denn sie wußten ja: Der Herr ist auferstanden. Und der Pfarrer rief oft in höchster Freude: „Dies ist der Tag, den der Herr

gemacht hat. Lasset uns frohlocken, und fröhlich sein. Alleluja!"

Auf der Höhe des nachbarlichen Weilers angekommen, setzten sie sich auf einen Rasen. Der Schulmeister zog Notenblätter aus seiner Tasche. Das war das Zeichen zum vierstimmigen Gesang. Die Stimmen wurden ausgeteilt. Und das feierliche Lied voll Kraft und Andacht, tönte von der Höhe in das Thal hinab:

„Lobe Gott, o Christenheit!
Dein Erlöser triumphieret;
Jesus sieget nach dem Streit,
Den er herrlich ausgeführet.
Er durchbricht die Todesnacht,
Und steht auf mit großer Macht.

Nun wird unser Bürge frei;
Dies ist ein gewisses Zeichen,
Daß die Schuld versühnet sei.
Tod und Teufel muß nun weichen.
Jesus hat uns frei gemacht,
Und Versöhnung uns gebracht.

Mein Erlöser, Dank sei dir,
Daß du unsern Feind bezwungen,
Daß du durch des Grabes Thür
Bist allmächtig durchgedrungen.
Nun erkennt die ganze Welt
Dich, du großer Siegesheld!

Wälze doch den großen Stein
Ab von meiner Sündenhöhle!
Laß mich mit dir Sieger sein,
Und befreie meine Seele,
Daß ich aus dem Grab ersteh',
Und ins neue Leben geh'!

Schrecke selbst die arge Schar,
Die um meine Seele wachet!
Löse mich aus der Gefahr,
Die mir Not und Ängsten machet!
Hilf, Herr, daß dein Gnadenlicht
Meine Finsternis durchbricht!

Nun, mein Jesus, du bist mein,
Ich will auch der Deine bleiben;
Fühl' ich einstens Todespein,
So woll'st du die Angst vertreiben.
Ist mein Herze nur bei dir,
So ist deines auch bei mir!

Jesus lebt, und ich durch ihn.
Wie kann mich der Tod noch schrecken?
Jesus wird mich zu sich zieh'n
Und am jüngsten Tag erwecken.
Sein Triumph ist uns bereit:
Lobe Gott, o Christenheit!"

Es war Abend geworden. Die Sonne hatte sich schon tief gegen Westen geneigt. Die Natur feierte ihr stilles Osterabendfest. Nur die Frühlingsverkünderinnen, die ersten Lerchen, schwebten noch trillernd in den Lüften, und sangen ihr Alleluja. Und die Veilchen unter den hohen Gräsern gaben das Aroma ihrer zarten Blütenkelche frei, und dufteten ihr Alleluja. Wird nicht durch den Gesang der Vögel, und durch die Düfte der Blumen der Herr verherrlichet? Alleluja!

Die christlichen Sänger stiegen herab von der Höhe. Und unten standen sie still; und der Pfarrer sagte feierlich: „Da wir sangen, war mir, als sei der Herr unter uns. Ich hab' ihn erkannt am Brotbrechen. In dem Liede ist enthalten das Brot des

Lebens. Er hat es uns dargereicht mit seinem göttlichen Segen."

„Alleluja!" sangen Theobald, der Schulmeister und der Bürger. Stillschweigend gingen sie weiter. Bald waren sie dem Dorfe nahe. Nun standen sie noch einmal still, und der Pfarrer sagte feierlich: „Da wir sangen, war mir, als sei der Herr unter uns. Ich hab' ihn erkannt, wie er den Kelch nahm, und segnete. In dem Liede ist enthalten der Born des Lebens. Er hat uns zu trinken gegeben mit seinem göttlichen Segen."

„Alleluja!" sangen Theobald, der Schulmeister und der Bürger. Stillschweigend hatten sie das Dorf erreicht.

Vor einer niederen, ärmlichen Hütte saßen die beiden bresthaften Brüder des alten Urban. Als sie den Pfarrer kommen sahen, riefen sie ihm entgegen: „Gott vergelt' es Ihnen tausendmal!"

„Was?" fragte der Pfarrer. Und sie antworteten: „Euer Hochwürden! O Gott! Sie haben so viel gethan! Den Vater begraben Sie umsonst. Und uns haben Sie noch Geld geschickt, so viel Almosen. Gottes Dank! Gottes Dank! Fröhliches Alleluja!"

Der Pfarrer verstand; und im Weitergehen sagte er, bis zu Thränen gerührt, zu Theobald: „Wer ist edler? Der alte Urban hat das Almosen, das ich ihm gegeben — der Arme hat es unter seine Brüder verteilt."

Sie hörten die Bresthaften vor der Hütte noch singen:

Herr, segne, die uns Gutes thun!
Laß sie in deinem Schoße ruh'n. U. s. w.

Die Abendglocke läutete das Ave. Heute klang es in allen Herzen: „Alleluja!“ Und aus den Häusern, an denen sie vorüberkamen, tönte es hier: „Der Herr ist erstanden!“ und dort: „Er hat bezwungen Kreuz und Tod!“

Das war für den Pfarrer die lieblichste Empfindung, seine Gemeine so feierlich gestimmt zu wissen. Und Freudenthränen, der herrlichste Lohn für seine seelsorglichen Mühen, feuchteten seinen Blick, der voll Dank am reinen Abendhimmel verweilte.

Am Pfarrhause standen sie still. Und der Pfarrer sagte zum Abschied: „Seliges Ostern! O, daß wir dich einst dort oben feiern dürfen, wo wir den göttlichen Helden des Tages von Angesicht zu Angesicht schauen werden. Freundlicher Abendstern, der du da drüben so festlich heraufsteigst, nimm unsere Empfindungen in deine Strahlen auf, und wenn wir schlummern, trage sie empor vor den Thron der Allmacht, und sage zum göttlichen Menschensohne: „Hier bring' ich die Osterfeier vom kleinen Dörflein!“ Dann wenn du als Morgenstern schimmerst, und wir beim Erwachen dein verjüngtes Licht betrachten, laß uns in deinen sanften Strahlen den himmlischen Gruß und die Freudenbotschaft erkennen:

„Fröhliches Alleluja!“

Der erste Mai.

Die Familie Hagenau saß unter der uralten Linde, die über ihre, wenn nicht große, doch bequem gebaute

und niedlich eingerichtete Wohnung die hundertarmigen Äste ausbreitete.

Der erste Mai hatte den Frühling gebracht in seiner ganzen jugendlichen Frische und Schönheit. Um das Fest des Willkomms dieser längst ersehnten Erscheinung recht innig zu feiern, war der alte Hagenau mit Weib und Kindern ins Freie herausgegangen, und fühlte sich recht behaglich unter dem duftenden Grün des Baumes, den nach alter, ehrwürdiger Sage sein Urgroßvater gepflanzt, damit seine Kindskinder die heiligen Schatten in Ehrfurcht und Dankbarkeit gegen Gott einst genießen könnten. Unweit des Stammes der Linde, aus einem moosbewachsenen Granitfelsen sprudelte das Silber einer Quelle, die in der ewigen Kühle einladender Schatten der ganzen Gegend Labung gewährte. Der herrschaftliche Förster Ammon, der Schwiegersohn des alten Hagenau, hatte von jeher die menschenfreundliche Mühe auf sich genommen, alljährlich die Quelle zu reinigen, die verschiedenen Gesträuche an der Mündung zu einer dämmernden Laube zu wölben, und ringsum die Stufen des Felsens mit neuen, grünen Rasen zu schmücken.

Der Schloßverwalter — dies war Hagenau — hatte seine Freude daran. Und wie gern saß er heute im Kreise seiner Lieben an dieser Stätte, die das Heiligtum eines Frühlingsfestes werden sollte, wie er es noch nie erlebt, so alt und erfahren er auch geworden.

Die ehrenwerte Familie bestand aus dem Hausvater und der Hausmutter, aus dem Förster Ammon, der die älteste Tochter Elise geehelicht und mit der jungen Ehefrau und seinen zwei niedlichen Kindern, einem Knaben und einem Mädchen, Hagenaus lieben

Enkeln, bei dem Großvater wohnte; dann aus dem Sohne Gustav und der jüngeren Tochter Amalie.

Die beiden letzten aber waren in diesem Augenblicke nicht zugegen. Gustav, ein mutiger Krieger, der im kaum beendeten Feldzuge sich tapfer ausgezeichnet, war erst auf der Heimreise begriffen. Und Amalie war mit Erlaubnis der Mutter frühmorgens ausgegangen, ein christliches Liebeswerk zu verrichten.

Seitwärts im Sande spielten die beiden Kinder des Försters, verließen aber sogleich ihr Spiel, als der Nachbar Werner, ein Kinderfreund, zu ihnen trat, und sie lächelnd fragte: „Soll ich die weißen Täubchen füttern?"

Da entstand ein Händeklatschen vor lauter Freude, als der Nachbar pfiff und trillerte, und Gerstenkörner hinstreute auf den freien Platz vor dem Hause. Siehe, die weißen Täubchen mit den schönen, hochgestellten Pfauenschweifen ließen sich allsogleich herab vom Dache, und pickten die Körner vom Boden auf, und thaten so zahm und freundlich, daß selbst das Händeklatschen der entzückten Kinder sie nicht verjagte. Dann als sie satt, flogen sie zur Quelle, seitwärts vom Rasen, auf dem der alte Hagenau saß; und die Kinder eilten auf den Schoß des lächelnden Großvaters, um recht genau zu sehen, wie die Täubchen sich einen Trunk holten. Bald aber richtete sich die Aufmerksamkeit der Kinder auf einen Birnbaum im nahen Garten, denn aus den Zweigen tönte das muntere Geschwätz der Stare, der frühen Boten lauwarmer Lenztage. Der freundliche Nachbar hatte, um Hagenaus Enkeln eine Freude zu machen, den drolligen Vögeln einen Bauer auf einer Stange am Birnbaum befestigt, da hatten

die dunkelbefiederten Schwätzer nun Einkehr genommen, und waren schon seit einigen Tagen eifrig bemüht, sich ihr Nest zu formen. Das war denn eine Freude bei den Kindern, wenn sie bemerkten, wie die Vögel aus und ein flogen, und bald mit einem Strohhalm, bald mit einem Moosbüschel im Schnabel zurückkehrten, und unter der Arbeit auch gefällige Weisen pfiffen.

Wir lassen die Kinder bei ihrer unschuldigen Freude, und gesellen uns zu dem alten Hagenau, zu dem, nebst den gegenwärtigen Mitgliedern der Familie, auch der brave Nachbar Werner mit einem freundlichen Gruße bereits getreten war.

Die Hausfrau, eine eifrige Freundin des christlichen Gesanges, machte den Vorschlag, man sollte vor allem ein schönes Frühlingslied absingen. Und der Hausvater nickte mit dem Kopfe und sagte: „Ja, so sei es das Lied Paul Gerhards, des ersten deutschen Kirchendichters, des vielgeprüften Gottesmannes!“ und sie sangen:

„Geh' aus, mein Herz, und suche Freud'
In dieser lieben Sommerzeit
An deines Gottes Gaben!
Schau' an der schönen Gärten Zier,
Und siehe, wie sie mir und dir
Sich ausgeschmücket haben.

Die Bäume stehen voller Laub,
Das Erdreich decket seinen Staub
Mit einem grünen Kleide.
Narzissen, Tulpen, Nelken steh'n,
Viel wunderbarer anzuseh'n,
Als Salomos Geschmeide.

Die Lerche schwingt sich in die Luft,
Das Täublein fleucht aus seiner Kluft,
Und macht sich in die Wälde.

Die liederreiche Nachtigall
Ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg', Hügel, Thal und Felder.

Die Glucke führt ihr Völklein aus,
Der Storch baut, und bewohnt sein Haus,
Das Schwälblein speist die Jungen;
Der schnelle Hirsch, das leichte Reh
Ist froh, und kommt aus seiner Höh'
Ins grüne Thal gesprungen.

Die Bächlein rauschen in dem Sand,
Und malen sich und ihren Rand
Mit schattenreichen Myrten;
Die Wiesen blühen wunderschön,
Und klingen von dem Lustgetön
Der Herden und der Hirten.

Die unverdross'ne Bienenschar
Fleucht hin und her, sucht immerdar
Sich edle Honigspeise.
Des süßen Weinstocks starker Saft
Bringt täglich neue Stärk' und Kraft
In seinem schwachen Reise.

Der Weizen wachset mit Gewalt;
Darüber jauchzet jung und alt,
Und rühmt die große Güte
Des, der so überflüssig labt,
Und mit so manchem Gut begabt
Das menschliche Gemüte.

Ich selber kann und will nicht ruh'n!
Des großen Gottes großes Thun
Erweckt mir alle Sinnen.
Ich singe mit, wenn alles singt,
Und lasse, was dem Höchsten klingt,
Aus meinem Herzen rinnen.

Ach, denk' ich, bist du hier so schön,
Und läss'st du uns so lieblich geh'n
Auf dieser armen Erden:
Was will's doch wohl nach dieser Welt
Dort in dem reichen Himmelszelt
Und gold'nen Schlosse werden!

Welch hohe Lust, welch heller Schein
Wird wohl in Christi Garten sein!
Wie muß es dort erklingen,
Wo so viel tausend Seraphim
Mit ewigfroher Himmelsstimm'
Ihr Alleluja singen!

O, wär' ich da! O, stünd' ich schon,
Du großer Gott, vor deinem Thron,
Und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
Erhöhen deines Namens Preis
Mit tausend schönen Psalmen!

Doch will ich, weil hienieden noch
Ich trage dieses Leibes Joch,
Auch nicht gar stille schweigen;
Mein Herze soll sich fort und fort
Voll Freudigkeit an jedem Ort
Zu deinem Lobe neigen.

Hilf, Herr, und segne meinen Geist
Mit Segen, der vom Himmel fleußt,
Daß ich dir stetig blühe!
Gieb, daß der Sommer deiner Gnad'
In meiner Seele früh und spat
Viel Glaubensfrucht erziehe.

Mach' in mir deinem Geiste Raum,
Daß ich dir werd' ein guter Baum,
Den deine Kräfte treiben.

Verleihe, daß zu deinem Ruhm'
Ich deines Gartens schöne Blum'
Und Pflanze möge bleiben.

Erwähle mich zum Paradies,
Und laß mich, deines Heils gewiß,
An Leib und Seele grünen;
So will ich dir und deiner Ehr'
Allein, und keinem andern mehr,
Hier und dort ewig dienen."

Nach dem Absingen dieses Liedes herrschte noch eine Zeit lang die tiefste Stille, die nur von dem Rieseln der nahen Quelle, und von dem Morgengesang des Schäfers vom Anger her unterbrochen war. Alle überließen sich einer tiefinnerlichen Betrachtung dessen, was der Inhalt des Liedes Schönes dargeboten hatte. Und wer sollt' es nicht glauben? Diese Betrachtung war ein Gebet, das die Bahn in die himmlischen Regionen gefunden, und sich niedergelassen an den Stufen des ewigen Thrones, vor dem Allmächtigen. Ein sanfter Frühlingshauch, der in den Blättern der alten Linde säuselte — er schien von oben herabzukommen als ein Himmelsbote, und lispelte: „Ich habe euer Gebet erhört, und — segne euch!"

Endlich wandte sich der Hausvater zum Nachbar, bot ihm die Hand und sagte: „Es ist schön und freut uns, lieber Nachbar, daß Ihr uns besucht in dieser Stunde. Dieser erste Mai wird uns ewig unvergeßlich bleiben. Wir feiern heute ein dreifaches Fest. Der Winter mit Frost und Schnee ist fortgegangen. Gärten und Wiesen kleiden sich in ihren bunten Schmuck. Die Wälder grünen und leben wieder im munteren Vogelgesang. Die ganze Natur jauchzt und jubelt.

Das ist das Fest der Ankunft des jungen Frühlings. Der schaurige Krieg mit seinen zerstörenden Waffen, der unser Vaterland seit vielen Jahren so schwer gedrückt, der den Landleuten ihre hoffnungsvollen Saaten vertilgt, den Eltern ihre Söhne, der Braut den Bräutigam geraubt, der allen als ein Gespenst erschienen, das, wo es sich blicken ließ, Schrecken, Verderben und Tod hinter sich zurückgelassen — der Krieg ist zu Ende. Die Fürsten sind versöhnt, und bieten sich heute zur seligen Eintracht brüderlich die Hände. Das ist das Fest der Wiederkehr des schönen Friedens. Und mein Gustav, der junge Held, hat uns geschrieben, daß er heute, mit Gottes Hilfe, seine Eltern, seine Geschwister und Freunde wiedersehen werde. Das ist das Fest der Heimkunft des geliebten Sohnes."

Bei diesen Worten drückte der alte Hagenau der frohlächelnden Hausfrau treuherzig die Hand. Und der Förster Ammon umarmte zärtlich die junge Frau Elise, und küßte seine Kinder, die auf ihn zugelaufen kamen, und jubelten und fragten: „Ist es wahr? kommt heute der liebe Onkel Gustav, und bringt uns schöne Sachen mit?"

Dem Nachbar Werner aber standen Thränen in den Augen, indem er das Wort nahm und sprach: „Fürwahr, ich wollte dem lieben Gott danken, könnt' ich auch so sicher von der Heimkehr des Sohnes sprechen, wie Ihr, Freund Hagenau. So aber liegt es schwer auf meinem Herzen, weil ich keine Nachricht habe von meinem Leopold, ob ihn eine feindliche Kugel getroffen, oder ob er lebt und zurückkehren wird zum alten Vater. Ihr fühlt gewiß den Schmerz meiner Ungewißheit in

dem Grade mit mir, als ich an der Freude Euerer Gewißheit herzlichen Anteil nehme."

„Warum sollt' ich Eueren Schmerz nicht mitempfinden?" sagte der Schloßverwalter im Tone inniger Freundschaft. „Seid Ihr nicht mein lieber Nachbar in Freud' und Leid? Haben wir nicht schon seit dreißig Jahren brüderlich nebeneinander gewohnt? Und sind uns nicht, näher noch, als unsere Häuser stehen, unsere Herzen geworden? Endlich fühle ich den Verlust Eueres Sohnes doppelt schwer meiner jüngsten Tochter wegen. Ach, wo ist das trauernde Mädchen, die stille Amalie?"

„Du weißt, Vater," entgegnete die Hausfrau, „heute gerade sind es zwei Jahre, daß Leopold, der Sohn des lieben Nachbars, unverhofft mit zu Felde fortgemüßt. Ach, das war ein Tag des ärgsten Schmerzes und der tiefsten Trauer. O, die arme, unglückliche Amalie! Acht Tage später sollten sie vermählt werden mit des Nachbars Leopold. Der Nachbar war zufrieden — und wir hatten nichts einzuwenden. Die Kinder waren von Jugend auf brav, still, bescheiden und rechtschaffen. Und wir sahen schon in der Zukunft das treuherzige Miteinanderleben der jungen Eheleute. Da war's auf einmal anders. Es kam das Aufgebot des Fürsten. Zerstört war das Glück unserer Kinder, zerstört die Freude unserer alten Tage. Heute, ja, heute jährt es sich wieder. Das arme Töchterlein ist früh schon aufgestanden. Ach, ehe der Morgen graute, hört' ich sie schluchzen und beten im oberen Kämmerlein. Bald darauf trat sie vor mich und sagte: „Mutter, du kennst die Bedeutung dieses Tages! Laß mich hinausgehen unter die Armen und Leidenden des

Dorfes, daß ich ihnen Gutes thue, damit der liebe Gott auch meiner sich erbarme, und mir meinen Leopold wieder gebe."

Dem alten Hagenau und dem Nachbar Werner standen Thränen in den Augen, und stillschweigend boten sie einander die Hände. Die Hausfrau aber fuhr zu reden fort: „Das arme Mädchen hat keinen Trost. Ja, sagt sie nur immer, wenn Leopold auch etwas hätte von sich hören lassen, wie Bruder Gustav — wie leicht wär' es dann meinem Herzen! Und hätt' er gleichwohl geschrieben, er komme als Invalide nach Hause — was sollt' es denn auch Schlimmes sein? Seine Amalie wär' ihm mit tausend Freuden entgegengeeilt. Und jedermann hätte es hören müssen: Seht, mein Leopold war bolzgerade, leicht wie ein Reh, flüchtig wie ein Hirsch — so ist er geworden für Fürst und Vaterland. — Doch, wir wollen von was anderem reden. Sie kommt, die arme Tochter. Seht ihr? Dort steht sie, vor Nachbars Haus. Ach, sie blickt hinauf an das Fenster, vor dem Leopold so oft die Flöte gespielt, am kühlen Frühlingsmorgen, an ruhigen Herbstabenden. Ich sehe schon wieder Thränen in ihren Augen. Ach, meine arme Tochter, könnt' ich dir helfen; oder könnt' ich dich auch nur trösten!"

Unterdem hatten sich der Förster Ammon und seine junge Frau Elise an der Linde beschäftigt. Von den Ästen herab hingen bereits duftende Blumenguirlanden. die zum Stamme sich hinüberneigten, und über zwei Kränzen von jungem Eichenlaub einen Baldachin bildeten. In einem der Kränze befand sich die Inschrift: „Dem wiederkehrenden Gustav." Aber der andere Kranz war noch leer. Nur auf dem Rasen nebenan

lag eine Pergamentrolle, die so weit geöffnet war, daß man den Namen „Leopold" lesen konnte. Rechts an der Linde stand ein Maibaum mit der Inschrift: „Dem wiederkehrenden Frieden". Und links ein anderer mit der Inschrift: „Dem wiederkehrenden Frühlinge".

Amalie war herbeigekommen, stand an der Linde still, betrachtete den leeren Eichenlaubkranz und weinte. Dann aber, als sie die Rolle auf dem Rasen sah mit dem Namen Leopold, mischte sich ein wehmütig Lächeln unter ihre Thränen, und indem sie den Förster freundlich grüßte, sagte sie: „Nimm meinen Dank für deine Bruderliebe. Wie tröstlich dein schöner Gedanke ist. Einen Kranz für Leopold. Wenn er auch selbst nicht kommen wird, so darf die Erinnerung an ihn nicht fehlen, sonst ginge das heutige Freudenfest ganz verloren für die arme Amalie. Und hier — die Rolle mit seinem Namen. O lieber Schwager, wie sinnreich du es angeordnet! Nicht wahr? wenn Bruder Gustav gekommen ist, wenn er was Erfreuliches weiß von Leopold, wenn Leopold lebt, so jugendlich schön und stark, wie er von uns gegangen, oder als Invalide, wenn er nur lebt — dann soll in jenem Eichenlaubkranz neben Gustav Leopolds Name prangen. Wenn aber Gustav die Nachricht bringt, die traurige, die jammervolle: Leopold hat verblutet auf dem Felde des Ruhmes und der Ehre! Leopold hat sich geopfert für Fürst und Vaterland! Leopold läßt die arme Amalie zum letztenmal freundlich grüßen! Leopold ist tot! ist tot! — o Gott! — o Gott! wie schauerlich! — dann, lieber Schwager, dann bleibt der junge Eichenlaubkranz leer, wie jetzt — und wenn die Abendsonne hinter den Bergen ist, dann legen wir

ihn auf den Hügel, den wir dem Hingeschiedenen gegraben."

Hier schwieg Amalie. Thränen ließen sie nicht weiter reden. Sie sank in die Arme ihrer lieben Mutter, die dadurch ihre beste Trösterin geworden, daß sie jederzeit mit ihr weinte.

Heute aber wollte der treuherzige Förster die liebe Schwägerin besonders trösten, indem er sagte: „Still, Amalie, still! Mußt nimmer weinen, es seien denn Thränen der Freude, wenn Leopold da ist. Mir sagt es eine frohe Ahnung: Er wird wiederkommen. Ich habe die Inschrift mit dem Namen Leopold nicht umsonst geschrieben. Frühling ist. Alles freut sich des Wiederlebens in der ganzen Natur. Friede ist das Losungswort dieser Freude. Friede überall. Friede und Freude in unserer Familie. Gustav kommt. Leopold kommt. Weine nicht, Schwesterlein. Gott ist barmherzig, und macht uns allen diese vollkommene Frühlingsfreude."

Der Förster hatte so zuversichtlich geredet, als ob er Gewißheit hätte. Und diese Zuversicht hatte tröstliche Ruhe in die Herzen aller Anwesenden gegossen.

„Friede! Friede!" hob der Förster aufs neue an. „Wir wollen, bis Gustav kommt und von Leopold Nachricht bringt, den wiederkehrenden Frieden willkommen heißen mit einem schönen Liede."

Dieser Vorschlag war allen recht. Und selbst Amalie, die seit dem Abschied von Leopold kein Freudenlied gesungen, sang mit, wie folgt:

„Herr Gott, dich loben wir
Für deine großen Gnaden;
Du hast das Vaterland
Der Kriegeslast entladen

Hast gnädig uns verlieh'n
Des Friedens gold'ne Zier;
D'rum jauchzet alles Volk:
Herr Gott, dich loben wir!

Herr Gott, dich loben wir,
Die wir in langen Jahren
Der Waffen schweres Joch
Und bitt're Not erfahren.
Jetzt rühmet unser Mund
Mit herzlicher Begier:
Gottlob, wir sind in Ruh',
Herr Gott, dich loben wir!

Herr Gott, wir danken dir!
Du sendest zwar uns Strafe;
Dein Ernst hat uns geweckt
Aus unserm Sündenschlafe;
Doch wieder aufgethan
Ist deine Gnadenthür;
Des freut sich unser Herz;
Herr Gott, wir danken dir;

Herr Gott, dich loben wir!
Könnt' unser Mund wohl schweigen?
Du hast den Fürstenstamm
Bewahrt mit seinen Zweigen;
Hast Kirch' und Land beschützt.
Gieb Gnade für und für!
Die Nachwelt singe noch:
Herr Gott, dich loben wir

Herr Gott, wir danken dir,
Und loben deinen Namen!
Herr Gott, wir loben dich,
Und alle Welt sag' Amen!
Was lebt und Odem hat,
Preist dich voll Dankbegier!
Herr Gott, wir loben dich!
Herr Gott, wir danken dir!"

Das Lied war zu Ende, und hatte alle in eine feierlich freudige Stimmung versetzt. „Nun,“ sagte der alte Hagenau, „wenn nun Gustav käme! Jetzt wären wir so recht vorbereitet, den jungen Helden zu empfangen, der auch das Seinige nach Kräften beigetragen, den schönen, goldenen Frieden wieder zu bringen.“

Der Förster war in dem Augenblicke auf den Hügel gestiegen, und schaute hinaus auf die Landstraße. Und auf einmal stieß er dreimal in das Jagdhorn — und ein munteres Hurra gab dreimal den Tönen Antwort. „Er ist's! Er ist's!“ rief er vom Hügel herab. „Er ist's! Er ist's!“ wiederholten die Versammelten unten. Und nach einigen Minuten sprengte ein stattlicher Reiter in Offiziersuniform seinen wiehernden Schimmel der Linde zu.

„Heiliger Gott, ich danke dir!“ rief Amalie, eilte hinan, und lag — in Leopolds Armen. „Mein Sohn, mein Sohn!“ jauchzte der Nachbar. „O lieber Gott, wer kann meine Freude fassen?“ Und er weinte Thränen des frohesten Wiedersehens an Leopolds Brust.

Alle grüßten den schönen Mann mit herzlichem Willkomm. Aber der alte Hagenau, und mit ihm die Hausfrau — sie konnten die Frage nicht mehr zurückhalten: „Wo bleibt unser Gustav?“

„Hier ist er!“ erwiderte eine kräftige Mannesstimme aus dem Gebüsch. Und im nämlichen Augenblick lag Gustav bald an dem Halse der Mutter, bald in den Armen des Vaters. Jetzt grüßte er den Schwager, dann küßte er die Schwestern; und endlich hob er Elisens Kinder in die Höhe und herzte sie. Wer wollte das Bild dieses Wiedersehens lebendig und kräftig genug zeichnen können?

„Schöner Frühling!" jubelte der alte Hagenau. „Schöner Friede! Schönes Wiedersehen! Herrlicher erster Mai! Wonnevolles Maifest! Wer wollte euch vergessen das ganze Leben hindurch? Wer wollte dem lieben Gott nicht danken, solange ein Atemzug Kunde giebt von unserem Leben. Ja, Herr Gott, wir danken dir! Herr Gott, wir loben dich! Denn du bist barmherzig, und deine Güte währet in Ewigkeit!"

Dies Gebet hatten alle dem alten Hagenau nachgebetet. Und endlich erhob sich Amalie, die auf ihren Knieen dagelegen, und ging zum Rasen, und nahm die Rolle, und füllte den leeren Eichenlaubkranz mit der Inschrift: „Dem wiederkehrenden Leopold".

Bald hatte sich im Dorfe die Nachricht verbreitet, welche Freude unter der Linde des alten Hagenau herrsche. Und jung und alt strömte scharweise herbei, die festliche Scene mitzufeiern. Unter der Menge der Zuschauer befanden sich auch die Armen, die Amalie frühmorgens schon so reichlich beschenkt hatte, und deren Gebet für sie jeden Abend zum Himmel gestiegen war. O, wie freuten sie sich über das Glück ihrer edlen Wohlthäterin; und einstimmig riefen sie: „Das ist Gotteslohn! Gott hat unser Gebet erhört! Das hat sie verdient an uns! Gott vergelt' es ihr noch tausendmal!"

„Amen!" sagte der gerührte Nachbar. Und der alte Hagenau setzte hinzu: „Amen! Kinder, Leopold, Amalie, die der Krieg so schauerlich getrennt! getrennt, da ihr fast am Altar standet, vor Gott und dem Priester ein unzertrennlich Band zu schließen, nun soll euch nichts mehr im Wege stehen. Der Friede hat euch wieder zusammengeführt. Kommt, ich will euere

Hände aufs neue ineinanderlegen. Und morgen, am Altare des Herrn, soll das Band versiegelt werden, das Band für Zeit und Ewigkeit. Amen! Freuet euch, Kinder, und frohlocket! Der Herr ist mit uns! Der Herr hat uns gesegnet. — Schöner Frühling! Noch seid ihr im Mai des Lebens! Kinder, fanget an mit dem goldenen Frieden, der uns heute wieder lächelt. Lasset ihn nie fort aus euerem Hause, aus euerem Herzen. Dann ist euer Leben ein ewiger Frühling, ein immerwährendes Maifest, wenn auch im späteren Alter mit den Rosen der Jugend, die euch jetzt blühen und duften, die Silberlocken der greisen Jahre wechseln. Einst über dem Grabe lächelt uns allen ein ewiges Wiedersehen."

Jetzt wurde ein Freudenmahl bereitet unter der Linde. Und auch die Armen durften nicht leer ausgehen. Sie wurden von Amaliens eigenen Händen bewirtet mit Speisen und Getränken, bis sie gesättigt waren.

Dann wurde zum Schlusse Gellerts Lied von der Liebe und Güte Gottes allgemein abgesungen:

„Wie groß ist des Allmächt'gen Güte!
Ist der ein Mensch, den sie nicht rührt,
Der mit verhärtetem Gemüte
Den Dank erstickt, der ihm gebührt?
Nein, seine Liebe zu ermessen,
Sei ewig meine größte Pflicht.
Der Herr hat meiner nie vergessen,
Vergiß, mein Herz, auch seiner nicht!" u. s. w.

Der Förster blies dazu das Horn, dem er die lieblichsten Töne zu entlocken wußte; Leopold spielte die Flöte, Gustav die Harfe. Und Amaliens Stimme hatte sich schon lange nicht mehr so lieblich, volltönend

und begeistert hören lassen, wie in diesen seligen Augenblicken.

Da schied die Sonne hinter den Bergen. Alle Anwesenden richteten ihre Blicke in das freundliche Abendrot. Die Männer standen mit entblößten Häuptern; an ihrer Spitze der alte Hagenau. „Scheidende Sonne," sagte er, „du nimmst uns wohl den schönsten unserer Tage, das Fest des Frühlings, des Friedens und des Wiedersehens. Allein die Erinnerung an diese festlichen Stunden kannst du nicht mit hinübernehmen hinter die Berge. Diese wird, solange wir leben, tief eingewurzelt bleiben in unseren Herzen — am tiefsten aber die Dankbarkeit gegen Gott, dessen Liebe, Güte und Freundlichkeit uns diesen ersten Mai gegeben! Amen."

Das Königsfest.

Ein lieber Freund hatte mich besucht, um einige Tage Ferien bei mir zu halten. Ich versäumte nicht, in dieser kurzen Zeit, so gut es geschehen konnte, die Schönheiten der Gegend, in der ich ein kleines Landgütchen besitze, ihm zu zeigen.

Wir lustwandelten unter manchen sinnigen Gesprächen durch das duftende Buchenwäldchen, dem nächsten Dorfe zu, wo man in dem niedlichen Garten eines reinlichen Maierhofes ein gut Frühstück bekommt.

Auf einmal hörten wir Kanonenschüsse. „Was ist das?" fragte mein Freund. „Es kommt aus der nahen Residenzstadt!" erwiderte ich. „Unser erhabener

Landesfürst feiert heute seinen neunundvierzigsten Geburtstag! Gott erhalte den guten König!"

Während die Schüsse noch lange fortdauerten, und endlich das Glockengeläute aller Kirchen der Stadt feierlich dazwischen tönte, unterhielten wir uns mit warmen Gesprächen über das Glück, einen edlen Fürsten zu besitzen. Das heißt, aufrichtig gesagt, ich war der Sprechende. Ich konnte nicht umhin, meinen Landesherrn mit Begeisterung und in aller Wahrheit vor manchen Regenten emporzuheben. „Ich rede nicht," sagte ich, „von den vielen Eigenschaften, die den Fürsten als Fürsten auszeichnen. Ich meine hier nur die edelste Eigenschaft des Königs, nämlich die, zu fühlen, daß er glücklich ist, über alles glücklich, wenn er sein geliebtes Land glücklich sieht. Dies Gefühl macht den Fürsten zum Menschen. Und dies Gefühl besitzt der Fürst meines Vaterlandes in einem solchen Grade, daß er es vor allen anderen verdient, von der göttlichen Vorsehung zum Regenten geschaffen worden zu sein."

Ich erzählte meinem Freunde nun noch, was ich von einem meiner Bekannten am Hofe in dieser Beziehung Merkwürdiges vernommen. Dieser teilte mir des Königs eigene Rede mit, die er an seine Kammerherren zu richten sich nicht scheute, wenn er von einem einsamen Spaziergange auf dem Lande, wo er unerkannt viel Gutes gethan, in seinen Palast zurückkehrte. „Welch seliges Gefühl" — so lauten die Worte — „welch seliges Gefühl durchwärmt meine Brust, wenn ich in jenen stillen Gefilden wieder Mensch sein kann; hier, innerhalb dieser prachtvollen Mauern bin ich nur König. Wahrlich, Könige sollten sich oftmal dem Lärme des Hofes entziehen, um in der

Einsamkeit, sich ihrer Menschheit bewußt, den Geist mit Stärke und Standhaftigkeit auszurüsten; und das von den getreuen Unterthanen auf dem Lande selbst zu erfahren, was den getreuen Unterthanen auf dem Lande not thut, und von den Höflingen verschwiegen wird."

Ich hielt einen Augenblick inne, und betrachtete meinen Freund, der unwillkürlich seinen Hut abnahm, um einem solchen Regenten seine tiefste Ehrfurcht zu bezeigen. „Nicht wahr," fragt' ich ihn, und ich fühlte, daß eine Freudenthräne aus meinen Wimpern sich herverstahl, „nicht wahr, das sind königliche Worte?"

„Und," fügte mein Freund hinzu, „wer dieses königliche Gefühl nicht zu schätzen weiß, der ist ein Rebell im Lande!"

„Allerdings," gab ich zur Antwort, „allein wir werden nun in wenigen Minuten erfahren, daß wir, von den Bewohnern des Dorfes, das wir da unten im Thale vor uns erblicken, auf das ganze Land zu schließen, schwerlich einen Menschen finden würden, der diesen gräßlichen Namen verdiente."

Wir stiegen den Hügel hinab, dem Maierhofe zu, der einige hundert Schritte vom Dorfe entfernt, einsam mitten im schönsten Wiesenanger liegt.

Als wir unten ankamen, war alles still, den Gesang der Grasmücken, und den Schlag der Finken ausgenommen, die auf den für den festlichen Tag vor einem mit Eichenlaub verzierten Denkmal gesetzten Maibäumen eine Art von Prolog zum besten gaben, der dem Volksjubel vorausgehen sollte.

Ein Gärtner stand unter den Maien, und band noch Blumen zwischen Eichenlaub ein. Das Lächeln

und einige gebrochene Töne aus seinem Munde, in dem er manchmal das Gartenmesser hielt, um beide Hände eiliger beschäftigen zu können, verrieten deutlich, daß er in freudiger Ungeduld der nächsten Viertelstunde entgegenwarte. Er rief uns an: „Die Herren haben recht, weil sie kommen — bald werden die Leute da sein — und das Fest — horch', horch'! Der Wind bläst von Osten her — ja, ja, ich irre nicht; der bringt die Orgeltöne aus der Dorfkirche; das Völklein betet für seinen guten Fürsten."

Wir hatten die Rede des Gärtners kaum vernommen — da eilten wir voran, dem Dörflein zu. Die Orgeltöne, die immer kräftiger und feierlicher zu uns herüberklangen, setzten unsere Füße in noch schleunigere Bewegung. So kamen wir eben noch früh genug an der Kirche an, um an der Pforte außen das Lied von innen deutlich zu vernehmen, wie folgt:

„Gott woll' uns hochbeglücken,
Mit steten Gnadenblicken
Auf unseren König seh'n!
Ihn schützen auf dem Throne,
Auf seinem Haupt die Krone
Lang, lang und glanzreich lassen steh'n.

Gott woll' uns hochbeglücken,
Mit seinen Gaben schmücken
Das ganze Königshaus!
Darüber mächtig walten,
Den teuren Stamm erhalten,
Bis in die fernste Zeit hinaus.

Gott woll' uns hochbeglücken,
Ein Gottessiegel drücken
Auf jede Königsthat!

Daß Freud' aus ihr die Fülle
Und Heil und Segen quille
Zum Wohl, das keinen Wandel hat.

Gott woll' uns hochbeglücken,
Mit Lieb' und Eintracht schmücken
Den Fürsten und sein Land,
Damit uns ohne Sünde
Stets inniger umwinde
Des gold'nen Friedens Himmelsband!

Gott woll' uns hochbeglücken
Und seinen Engel schicken
Am Schluß der Pilgerzeit,
Der selig, ohne Klage,
So Volk, als Fürsten trage
Zum Freudensaal der Ewigkeit!"

Nachdem der Priester am Altare noch das feierliche: „Herr Gott, dich loben wir!" abgesungen, bewegte sich der Zug der Andächtigen aus der Kirche. Die liebe Schuljugend ging voran, mit Eichenlaubkränzen und Blumensträußen geziert. Hinter diesen kamen die ledigen Burschen des Dorfes, mit einem buntgeschmückten Herold voraus, der eine festliche Fahne mit dem goldenen Namenszug des Fürsten trug, und gar oft mit lauter Stimme die aufrichtigen Worte wiederholte: „Es lebe der König!"

Vor dem Kirchplatze draußen schloß sich diesem Zuge ein anderer an, der gemeinschaftliche Schützenzug des Thales. Das gewährte einen freundlichen Anblick. Wir stellten uns auf einen erhabenen Platz, das Wogen und Wimmeln des Zuges recht mit Muße betrachten zu können. Vorn der weiße Streifen der Jugend mit ihren hellen Festkleidern; dann die lustigen

Bewegungen der Burschen in schneeweißen Hembärmeln, mit roten Brustlätzen und grünen Hosenträgern, unter schwarzen Hüten mit Goldschnüren, die beim Jubelruf munterer Stimmen in die Luft flogen. Jetzt der geregelte Marsch der Schützen, auf deren Schultern die blanken Stutzen im Morgengolde schimmerten. Und was die hellgrünen Hütchen mit den Spielhahnfedern, mit den Gemsbärten und kleinen Tannenreisern sich gut ausnahmen im dunkeln Schatten der Obstbäume, mit denen das Sträßchen nach dem Maierhofe rechts und links bepflanzt war! Nun vollends die kräftigen Töne zweier Jagdhörner, die an dem Hügel des nahen Buchenwäldchens ein munteres Echo gaben! O, das war lieblich anzusehen und anzuhören! Und mein Freund war in der angenehmsten Laune.

Die Nachhut hatte der alte Maier übernommen, der auch der Ordner des Festes und der Bestgeber der verschiedenen, kleinen Vergnügungen des Tages war.

Als er uns erblickte, ging er auf uns zu, und grüßte uns mit Achtung und Freundlichkeit. Auch kam er unserer Bitte, der ländlichen Festlichkeit als Zuschauer beiwohnen zu dürfen, mit einer stummen, aber herzlichen Einladung zuvor, die darin bestand, daß er uns ein freundliches Zeichen gab, ob es uns nicht gefällig wäre, dem Zuge beizutreten. Was konnte uns angenehmer sein? Auf diese Art war uns nicht nur das Zuschauen, sondern selbst die Teilnahme an allem, was auf dem freien Raume vor dem Maierhofe vor sich gehen sollte, für den ganzen Tag hindurch freigestellt.

Da wir uns dem Festplatze näherten, bemerkte mein Freund, und gab mir durch einen Wink zu ver-

stehen, daß der Gärtner unter den Maibäumen zugleich die Stelle des Feuerwerkers vertreten werde. „Siehst du, dort auf dem kleinen Hügel — wie er an einer langen Stange die Lunte schwingt — jetzt —“

Ich hatte kaum so viel Zeit, mich zu orientieren, da zitterte die Luft von einem gewaltigen Knalle. War es gleich keine Kanone aus der Residenz, wie wir sie morgens aus der Ferne hörten, so hatte ich doch dem Winke meines Freundes zu verdanken, daß meine Nerven nicht in dem schmerzlichen Grade ergriffen wurden, wie es bei unvermutetem Schusse der Fall gewesen wäre. Ach, die schwachen Nerven! „Nehmen Sie sich zusammen,“ sagte mir ein berühmter Arzt, „und machen Sie im Momente der Nervenerregung den festen schnellen Vorsatz, nicht mehr erschrecken zu wollen.“ Ich vertraute dem gelehrten Manne. Aber, ach, mit welchem Erfolge? Du mein berühmter Arzt! Der Schrecken ist viel schneller, als der schnellste Vorsatz. Und im Moment — denk' ich daran, bin ich auch schon erschrocken. Ich muß mich trotz meines festen Vertrauens zu dem berühmten Arzte schon um ein anderes Mittel umsehen, die Nerven zu beruhigen.

Heute aber, an diesem Freudentage, wo jeder Schuß eine Salve dem besten König ist, wo das brave Völklein des Thales so aufrichtig jubelt, heute soll jedes Mittel beiseite bleiben. Oder ja, wahrhaftig, ich fühle in diesem Augenblicke, daß fröhliche Teilnahme an dem allgemeinen, gerechten Jubel das beste Mittel ist. „Schieß zu, Gärtner und Feuerwerker! Aus allen Leibeskräften laß es in den Lüften knallen!“

Ich weiß nicht, ob ich diese Worte still oder laut gedacht. So viel aber weiß ich, daß mein Freund

neben mir sich nicht erwehren konnte, einem fröhlichen Lachen sich hinzugeben, in das einzustimmen auch der Maier sich die Freiheit nahm. Nach der Ursache zu forschen, lag jetzt weder in meinem Willen, noch in der Zeit. Denn wir waren bereits auf dem Festplatze angekommen — und standen vor einem hohen, mit Eichenlaub, Epheu und Blumen verzierten Rasen, der pyramidal gebaut, auf seiner Spitze die wohlgetroffene Büste des erhabenen Regenten trug. Um diese Pyramide hatte sich alsbald der Zug in einen Kreis gestellt. Siehe, da erblickt' ich mit einem Male auch Weiber und Mädchen unter den Anwesenden. Ich wußte nicht, woher sie gekommen. Mein Freund aber gab mir Aufschluß. „Ich habe sie," sagte er, „auf dem näheren Fußwege truppweise aus dem Dorfe kommen sehen. Warum sollen sie auch fehlen? Das Fest ist ein allgemeines. Es gehört ihnen, wie den Männern."

Mein lieber Freund ist gewohnt, in kurzen Sätzen sich auszudrücken. Aber damit zielt er leicht, und trifft gut. So war auch diesmal seine Bemerkung nicht fehlgeschossen.

Der Maier, der sich von unserer Seite weggemacht hatte, besprach sich eben mit dem die Kindertruppe ordnenden Schullehrer.

Der Zweck dieser Zwiesprache ward allsogleich offenbar. Auf einen Wink des Lehrers trat ein weißgekleidetes Mädchen aus dem Kreise hervor, die Nationalfahne in der Linken, einen Lorbeerkranz in der Rechten haltend. Das Mädchen näherte sich voll Anstand und jugendlicher Heiterkeit der Pyramide, richtete den lebendigen Blick seines blauen Auges eine Sekunde lang auf die Büste, machte darauf eine kunstlose Ver-

beugung, neigte die Fahne, und sprach bei einer unglaublich rührenden Stille des versammelten Völkleins mit lauter und klarer Stimme folgende Worte:

„Ein König, der sein Volk regiert
Als König, Mensch und Christ,
Der nur in seines Volkes Glück
Sein größtes Glück genießt,
Verdient, zu seiner höchsten Würde
Hinzugefügt, die höchste Zierde.

Was ist die höchste Zierde? Gold?
Das soll des Wuch'rers sein!
Ist's Silber, Weihrauch, Kleiderpracht,
Der Glanz vom Edelstein?
Nein, diesen Schmuck kannst du bei Frauen
Und Männern ohne Wert erschauen.

Was ist des Königs höchster Schmuck?
Der Lorbeer ist's fürwahr,
Der aus des Volkes warmer Brust
Erkeimet am Altar,
Der als Gebet in Gottes Höhen
Voll schöner Blüten ist zu sehen.

Wo für den Fürsten fleht ein Volk
Zu Gott in Herzensglut,
Da ist es ewig offenbar:
Der Fürst ist brav und gut.
Dies ist der Lorbeer, höchste Zierde
Bei eines Fürsten höchster Würde.

Erhab'ner Herr, nimm diesen Schmuck
Aus deines Volkes Brust;
Er ziere immerdar dein Haupt
Zu deines Volkes Lust.
Und schöner strahl' er einst dort oben,
Wo Fürst und Volk den Schöpfer loben!"

Das Mädchen hatte so deutlich gesprochen, daß man jedes Wort auch in ziemlich weiter Entfernung leicht verstehen konnte. Dies machte auch, daß die Augen, vorzüglich des weiblichen Geschlechtes, feucht geworden. Bei dieser Gelegenheit zeigte es sich wieder sonnenklar, daß manches Gedichtlein, an dem der strenge Recensent nicht einen Buchstaben ungetadelt läßt, in solchen Momenten, wo das Herz zur Rührung gestimmt ist, seine Wirkung nicht verfehlt. Und ich seufzte bei mir: „O ihr Recensenten, und überhaupt, ihr hartherzigen Menschen alle, wann werdet ihr einmal zur Rührung gestimmt sein. Kommt, und lernet von diesem Völklein!" Während dieser schriftstellerischen Gedanken hätte ich fast das Schönste übersehen und überhört, oder, besser zu sagen, nicht gesehen und nicht gehört. Dies war der Augenblick, da die kleine Sprecherin eine Stufe, nahe an der Pyramide hinanstieg, und mit vielem natürlichen, ehrfurchtsvollen Geschick das gelockte Haupt der königlichen Büste mit dem Lorbeerkranz ihrer Rechten zierte. — Jetzt ging das tiefe Stillschweigen plötzlich in den dreimaligen Jubelruf über: „Es lebe der König — hoch — hoch — hoch!" Die Waldhörner aus der Schützenreihe, und die Schüsse des Gärtners vom Hügel her schmetterten das Finale drein.

„Bruder!" sagte mein Freund, „wir sind heute morgens ausgegangen, ein Frühstück zu holen. Das Frühstück ist versäumt; die Ereignisse waren auch zu schön, um daran zu denken. Wir wollen hier lieber Mittag halten."

Aus dieser Rede konnt' ich abnehmen, daß der in dieser Ländlichkeit höchlich vergnügte Gast den Rück-

weg nach dem Landgütchen noch geraume Zeit hinausgeschoben wissen wollte. Und aufrichtig gesagt, ich fühlte auch keine Lust in mir, den Jubelkreis so mir nichts dir nichts plötzlich zu verlassen, ungeachtet mir soeben einfiel, daß die sorgsame Hausfrau mit einer köstlichen Forelle unser wartete.

Wir setzten uns also an einen Tisch unter den Maibäumen in die Nähe der Schuljugend, die, von dem Lehrer gereiht, und von den Mägden des Maiers mit Milch, Butter, Käse, gebackenen Fischen und dergleichen wohl bewirtet, es sich tapfer schmecken ließ. Von da aus übersahen wir gar genau die übrigen Tischpartien. Und wäre dies auch nicht der Fall gewesen, so such' ich bei solchen Gelegenheiten gern, in die Nähe der Kinder zu kommen, in deren Gesichtern sich die Festlichkeit des Tages so rein abspiegelt, und deren Gedächtnis für solche Momente in der Zukunft so wohlthätig wirkt, wie der Genuß in der Gegenwart. Überhaupt lieb' ich die Kinder, und mein Freund liebt sie auch; und deswegen eigentlich saßen wir in der Nähe der Schuljugend.

Bald darauf kam die Maierin zu den Kindern, ein ganz angenehmes, möcht' ich fast sagen, schönes Weib, obwohl sie im Alter schon vorgerückt war; angenehm, weil in allen ihren Bewegungen der Dolmetscher ihres guten Herzens sich regte und sprach: „Ich möchte jedem wohlthun!" Schön, weil der Hausfriede und die Eintracht und ein reines Gewissen ihre Wangen malte und ihre Lippen färbte und ihre Augen glänzend machte. Das ist die wahre Schönheit.

„Schau' doch! Schau'! Was trägt die Maierin auf der Brust? Das glänzt ja wie lauter Gold!"

So flüsterten die Kinder zu einander. Und wirklich — sie trug eine große Medaille mit dem Bildnis des Königs an einer seidenen Schnur. Die freundliche Wirtin merkte bald, was die Kinder meinten, lächelte, und wollte nur warten, bis ihr Ehemann in die Nähe käme.

Der Maier, der, allerdings ein reicher Mann, heute alle seine Gäste umsonst bewirtete und mit fröhlicher Miene umherging, ihnen zuzusprechen, kam nun auch an den Tisch, wo die Jugend schmauste und des Zuspruches gar nicht bedurfte.

„Konrad," sagte die Maierin, und klopfte ihm auf die Schulter, „die Kinder wundern sich über das, was an meinem Herzen glänzt — sag' ihnen doch — —"

„Ah so!" entgegnete lächelnd der Wirt; „ja, Kinder, schaut nur recht! Die Medaille ist der Beweis der Menschenfreundlichkeit unseres gnädigsten Königs; und die Menschenfreundlichkeit unseres gnädigsten Königs ist der Grund des fröhlichen Festes, das ich alljährlich vor meinem Hause feiere, und von meinen Nachkommen fortgesetzt werden muß bis in die spätesten Zeiten. So höret, Kinder, was ich euch erzählen will. Den Kindern gehören meine Worte. Denn in ihrem Gedächtnisse bewahrt sich von Geschlecht zu Geschlecht die Ursache der Festlichkeit."

Bei diesen Worten des Maiers stellte sich die ganze Jugend im Kreise herum. Der Schullehrer und die Maierin standen seitwärts, und schienen sich zu ergötzen an der Neugierde, die Augen und Ohren auf einen Gegenstand, der kein geringerer als der Maier war, gefesselt hielt. Ich aber und mein Freund — wir waren unter den Kindern.

Der Maier erzählte: „Vor einigen Jahren war's,

als ich den großen Jahrmarkt in der Residenzstadt besuchen wollte. Weil ich dort übernachten mußte, hatte ich erst nach Mittag die Heimat verlassen. Denn, dacht' ich mir, du kommst noch früh genug, um eine Herberge zu finden. Unterwegs aber wurde ich von alten guten Bekannten ein paarmal angehalten; und so kam es denn, daß ich mich verspätete. Da begegnete mir ein fremder Herr, der an mir vorüber wollte; er sah gar freundlich aus, und darum wagt' ich es, ihn folgendermaßen anzureden: Gott grüße Sie, mein lieber Herr! Nichts für ungut. Ich gehe in die Stadt, und möchte noch gern vor der Sperrung hineinkommen, weiß aber nicht, ob ich eilen soll, oder nicht. Der Herr könnte mir wohl am besten raten."

„Gleich, mein Freund," entgegnete der Fremde, zog eine schöne, goldene Uhr aus der Tasche und sah darauf. „Sechs Uhr vorbei!" fuhr er fort. „Ihr habt nichts zu versäumen; in einer halben Stunde seid Ihr in der Stadt. Guter Alter, kann man wissen, wo Ihr herkommt?"

„Warum denn nicht?" gab ich zur Antwort. „Von Selchthal komm' ich. Dort — sehen Sie? Dort, wo der Schloßturm über das Buchenwäldchen herüberschaut — dort bin ich zu Hause."

Der fremde Herr trat mir einige Schritte näher. Er betrachtete meine ländliche Kleidung, wie es schien, mit vielem Vergnügen. Die Freundlichkeit des Herrn machte mich immer zutraulicher.

„Wer ist Euere Obrigkeit, mein guter Alter?" fragte er über eine Weile.

„Unser gnädiger Herr Baron Heyden von Selchthal!" war meine Antwort.

„Ah!" sagte der fremde Herr, „ich habe schon viel Gutes von ihm gehört."

„Wer sollte auch," fiel ich ein, „nicht viel Gutes von ihm hören. Wir, seine glücklichen Unterthanen, reden ja täglich von ihm; und wo wir hinkommen, landein, landaus, nah und fern muß er von uns sein Lob kriegen, das ihm mit Recht gebührt. Ja, er ist wirklich ein guter, braver Herr; und wir wären schlechte Unterthanen, wenn wir ihn nicht als unseren Vater lieben und verehren würden. Fürwahr, er ist unser Vater, und wir sind seine Kinder; ja, er nennt uns gar oft seine Kinder. Was er nur während der Teuerung vor vier Jahren den Armen gethan hat! O mein lieber Herr, lassen Sie sich nur ein Beispiel erzählen. Da reitet der gnädige Baron einmal spazieren; es war ein rauher Herbsttag; er wollte auf die Jagd reiten. Da sah er am Wege einen Bettler liegen; der Bettler ist krank geworden am Wege — und konnte darum nicht mehr weiter gehen. Auch war er halbnackt, und zitterte vor Frost. Was thut der gnädige Herr? Meinen Sie etwa, er hat ihm den halben Mantel gegeben wie der heilige Martin? was allerdings auch eine schöne, rührende Handlung war. Nein, er gab ihm den ganzen Mantel. Und nicht genug! Er machte es wie der barmherzige Samaritan; er lud den Bettler auf sein Pferd, führte ihn in sein Schloß, und ließ einen Arzt kommen, weil er nicht selbst Salben und Pflaster hatte."

Der Fremde neben mir lächelte und war sehr vergnügt bei meiner Erzählung. Weil ich dies sah, fuhr ich fort: „Denken Sie nur, mein lieber Herr, was der gnädige Baron neulich für einen köstlichen Einfall hatte. Die armen Uhlthaler, die auch seine

Unterthanen sind, hatte der Hagelschlag derb heimgesucht. „Es muß ihnen geholfen werden," sagte er, „und gab ihnen eine bedeutende Summe aus seiner Kasse. Damit aber auch die reicheren Unterthanen zum Liebeswerk angeeifert würden, ging er selbst herum, und sammelte für die Unglücklichen. Und wer hätte dem gnädigen Herrn eine Gabe abgeschlagen?"

Als ich so erzählte, sah ich, daß der fremde Herr sich auf die Seite wandte, und das Sacktuch herausnahm, als wollte er ein gewöhnliches Geschäft an der Nase verrichten. Ich hab' es aber wohl bemerkt, wie er sich eine Thräne aus dem Auge wischte. Da dacht' ich mir: „Wer du auch seiest, du hast auch ein edles, weiches Herz."

Darauf fragte mich der Fremde: „Hat er auch Kinder — Euer gnädiger Herr?"

„Jawohl, zum Glück unserer armen Kinder!" entgegnete ich. „Sollten Sie nur sehen, mein lieber Herr, wie das eine rührende Freude ist, wenn die herrschaftlichen Kinder Sonntags nach dem Gottesdienste vor der Kirche stehen, und den armen Kindern Almosen geben, dem eine Silbermünze, dem anderen ein Schulbuch, dem dritten eine Jacke, und so fort."

Nun sah ich aber, daß die Sonne schon tief im Westen stand. „So geht's mir immer," sagt' ich, „wenn ich über meinen gnädigen Baron zur Rede komme — da werd' ich eine Plaudertasche. Gott mög' ihn segnen, den gnädigen Baron. Aber nun hab' ich die höchste Zeit! Behüte Sie Gott, lieber Herr!"

„Ja, Gott wird ihn segnen, und der König ihn ehren!" sagte der Fremde, und setzte hinzu: „Gott behüte Euch ebenfalls, guter Alter. Wenn Ihr zu Euerem gnädigen Herrn kommt — und Ihr kommt gewiß zu

ihm; denn solchen Männern, wie Euch, ist sein Haus nicht verschlossen — dann grüßet ihn gar freundlich in meinem Namen."

„Ganz gut," erwiderte ich, „nur muß ich um Ihren Namen fragen."

„Sagt ihm," fiel der Fremde ein, „der König laß ihn grüßen."

In diesem Augenblicke fuhren die Kinder, denen der Maier erzählte, freudig erschreckt zusammen, und in der Runde ging der Ausruf: „Der König! Der König!" Mein Freund und ich, wir betrachteten die verschiedenen Mienen und Gebärden mit besonderem Gefühle.

„Ja, Kinder," fuhr der Maier fort, „noch mehr, als ihr jetzt, wurd' ich in jenem Augenblicke, da der König vor mir stand, von Schrecken und Freude berührt. Was ich für ein Gesicht machte, wie ich den Hut schnell genug vom Kopfe kriegte, und dergleichen mehr — das weiß ich nicht; nur so viel entsinne ich mich, daß ich fast bis zur Erde mich verneigte, und stotterte: „Gnädigster König — ich wußte nicht — wenn ich gewußt hätte — verzeihen Sie — —"

Aber der gnädigste Landesvater hob mich in die Höhe, und sprach mit einer Freundlichkeit, die ich mein Lebtag nicht vergessen werde: „Ich hab' Euch nichts zu verzeihen, ehrlicher Alter. Ihr seid ein guter Mann. Ihr ehret Euere Herrschaft, und in der Herrschaft auch Eueren König. Wenn ich nicht wüßte, daß Ihr in der Ergebenheit gegen Eueren gnädigen Baron sattsam glücklich seid — ich wollte Euch glücklich machen. Solltet Ihr aber einmal etwas bedürfen — der Name Eueres Barons wird Euch mein Zimmer öffnen. Für jetzt . . ."

Der König bot mir ein Goldstück. „Da nehmt!

Und wenn Ihr in die Stadt kommt, trinket ein Glas Wein auf das Wohl Eueres gnädigen Barons, und Eueres — Königs. Lebt wohl!"

Lächelnd entfernte sich der Landesherr. Mir aber brachte jetzt die Begeisterung und das Entzücken über die Freundlichkeit des erhabenen Fürsten die Sprache wieder, die mir der Schrecken genommen hatte. Was ich konnte, rief ich ihm nach: „Gott erhalte Sie und Ihre Kindskinder, gnädigster Herr! Nein, dies Goldstück soll nicht verzehrt werden. Von meinem Weibe soll es am Halse getragen werden, solange sie lebt; und ihren Enkeln soll sie's zeigen und erzählen; alle Kinder sollen's erfahren, daß sie beten für ihren Landesherrn; denn das Gebet der Kinder vermag viel bei Gott; und allen meinen Nachbarn — ach, daß ich es nicht allen Menschen sagen kann — aber allen meinen Nachbarn will ich sagen: Die Medaille am Halse meiner Mechthild hat einen unendlich höheren Wert, als das Gold hat, von dem sie schimmert. Sie ist ein Beweis von der Menschenfreundlichkeit unseres gnädigsten Herrn und Königs."

Ich weiß nicht, ob der liebe König manches meiner Worte noch gehört. Sei dem, wie ihm wolle, so viel ist gewiß, daß ich jenen Augenblick mein Lebtag nicht vergessen werde. Als ich in die Stadt kam, mußte es jeder, den ich in der Herberge traf, erfahren „Der König hat mit mir gesprochen!" Und als ich nach Hause kam, und meiner Mechtild alles umständlich erzählte, und ihr die Medaille, das Denkzeichen der königlichen Huld, am Halse glänzte — da wurde auch sogleich das jährliche Fest beschlossen. O, welche süße unvergängliche Freude, welche feste Anhänglichkeit, welche tiefe Ehrfurcht können im Landvolke von einigen

Worten erzeugt werden, die die Freundlichkeit des Königs an einen ländlichen Unterthan richtet. Nun, Kinder, vergesset nie, was ich euch erzählt habe. Betet täglich für den edlen Fürsten. Und hat auch keines von euch je einmal das Glück, mit dem König zu sprechen, seid unbesorgt, er trägt ein jedes in seiner väterlichen Brust, und sorgt mittelbar für alle. Rufet mit mir in kindlicher Freude: „Es lebe der König!"

„Es lebe der König!" so tönte es da, und wiederhallte es dort. Dieser Ausruf war den ganzen Nachmittag hindurch die Würze der besonderen niedlichen Spielabteilungen, des Baumkletterns, des Ballwerfens, des Fischerstechens im nahen Teiche, des Sternschießens auf dem Anger. Und alle Gesichter schimmerten von so herzlicher Eintracht, und alle Bewegungen verkündeten eine so brüderliche Verträglichkeit, daß mein Freund, der sonst wenig spricht, doch sich nicht enthalten konnte, seine Gedanken kurz zu äußern, wie folgt: „Schöner, als in der Residenz; meiner Ehre, auf jeden Fall lieblicher! Eintracht, Liebe — sie gehören zum Feste. Wo sie nicht sind, ist das Fest nichts."

Wohl eine Stunde lang gingen wir umher, die ländlichen Belustigungen mit anzusehen, und die Freude von Maiers Gästen mitzufühlen. Da zog ein Platz unter den Maibäumen unsere Aufmerksamkeit an sich. Wir sahen, daß die Kinder dorthin eilten, und bereits selbst Erwachsene zu einem Haufen sich zusammengerottet hatten. „Dort muß es was Neues zu sehen oder zu hören geben," sagt' ich, und wollte eilen. Mein Freund aber war schon voraus. Überhaupt war er an diesem Tage ein ganz anderer Mensch, so heiter, so flink mit Lippen, Augen und Füßen.

Ich glaube, wenn das Fest einen Tag länger gedauert hätte, wäre er plauderhaft geworden.

Unter den Maibäumen gab es allerdings etwas Neues. Ein Invalide war angekommen, erbarmungswürdig anzusehen! Er ging auf einer Stelze; der rechte Arm war weg, der linke gelähmt; er trug ihn in einer Schlinge. Ich hörte die Kinder rufen: „Kommt, kommt! Der krumme Christoph ist da! Der weiß uns Lieder zu singen, und Geschichten zu erzählen.“ Demnach war der krumme Christoph schon eine bekannte und, wie es schien, nicht unangenehme Erscheinung unter den Landleuten.

„Was ist das für ein Mädchen mit der Zither neben dem Stelzfuße?“ fragt' ich unseren Wirt, den äußerst gut gelaunten Maier, der soeben zu uns trat. „Das ist ein braves Kind!“ antwortete der Festgeber. „Sie ist die Tochter von dem Bruder des krummen Christoph. Ach, ihr Vater ist im vorigen Sommer gestorben. Die Mutter, die arme Witwe, giebt sich alle Mühe, sich mit ihren drei Kindern redlich zu ernähren. Die Liese da ist die Älteste. Wenn sie zu Hause mit der Arbeit fertig ist, oder wenn sie Sonntags aus der Nachmittagsschule kommt, nimmt sie die Zither, und geht mit ihrem Vetter. Sie spielt und er singt; ach, was wäre sein Gesang ohne ihr zartes Spiel? Es mag sie wohl oft recht schwer ankommen, aber sie hat ihren Vetter viel zu lieb, als daß sie ihm dies abschlagen könnte. Sehen Sie, so hat sie das heutige Fest versäumt; sie wollte den Vetter nicht betrüben, der vermutlich ein Festlied gedichtet hat — und da muß sie die Zither spielen. Das gute Kind! Wer wird auch dem guten Kinde nicht gern geben?“

Der Wirt hätte uns noch manches zu unserer

großen Freude von dem guten Kinde erzählt. Aber wir wurden durch die Stimme des krummen Christoph unterbrochen. „Kommt, kommt alle!“ rief er. „Heute ist Gesang und Zitherspiel frei! Die liebe Liese wird euch zum letztenmal spielen; und der krumme Christoph, der Christoph Knall, der abgedankte Soldat, wird euch zum letztenmal singen. Wie, Kinder, wie? Macht kein so sauer Gesicht. Der Christoph wird euch auch künftighin singen; aber nie mehr wird er ein Almosen wollen. Die Huld und Gnade des Königs hat für ihn gesorgt. Und jedes Lied wird die Menschenfreundlichkeit des edlen Fürsten preisen.“

Der Eingang der Rede des Invaliden ließ für die Folge etwas Überraschendes erwarten. Mein Freund mußte das fühlen, wie ich; denn wir drängten uns beide zu gleicher Zeit dem krummen Christoph näher.

Dieser lachte so vergnügt, daß man es ihm ansah, es sei ihm, seit er sein Bein und den rechten Arm verloren, gewiß nie so ernst mit dem Lachen gewesen, wie in dem Augenblicke. Dann wandte er sich wieder an die Kinder. „Kinder,“ rief er, „merkt nur recht auf! Ich will euch jetzt etwas erzählen, das diesen Tag verherrlichen und euere jungen Herzen zu einer Rührung stimmen soll, die ihr euer Lebtag fortempfinden werdet. Merkt auf! Es wird unter der Erzählung auch gesungen werden, wie's mir gerade die Begeisterung eingiebt; und mein treues Lieschen wird die Zither spielen. Liebes Lieschen, zum letztenmal, sei halt so gut, und mache dem krummen Vetter die Freude! Mußt kein Mäulchen machen, du liebes Kind! Mit den Reimen — ja, mit den Reimen — da wird's freilich mager ausfallen. Nun, was thut's! Es sind ja gottlob keine

Recensenten da! Und die Herren dort — er meinte uns — die sehen mir auch nicht so schlimm aus wie strenge Kritiker. Von einem solchen Feste gehören dem Herzen drei Teile, und nur ein Teil dem Verstand!“

Lieschen schlug in die Zither. „Vetterchen,“ sagte sie freundlich lächelnd, „zuerst die Strophe: Gott hilft — —“

Mit tiefer, feierlicher Baßstimme sang der Invalide:

„Gott hilft! Was soll ich zagen?
Was soll ich trostlos sein,
Und immer mürrisch klagen?
Gott hilft in Not und Pein.
Gott hat geholfen sonnenklar!
Das bleibt mir ewig fest und wahr!“

„Ja, Gott hat geholfen!“ fuhr der Christoph fort, und ließ sich von dem treuen Lieschen mit dem weißen Sacktüchlein von der braunen Wange die Thräne wegnehmen, die er sich selbst weder mit dem Stumpf noch mit dem lahmen Arm abtrocknen konnte. „Gott hat dem armen Invaliden geholfen, und zwar durch die höchste Person im Lande, durch seinen Stellvertreter auf irdischem Throne. Höret, Kinder, wie das zuging.

„Vor einigen Tagen war's — da lehnte ich traurig und voll schwerer Gedanken an einem Apfelbaume an der Hochstraße, die in die Residenz führt, und bemerkte nicht einmal, daß ein Herr im feinen blauen Überrocke mir nahe gekommen war und, wie es schien, an mir nicht vorüber wollte, ohne um ein Almosen gebeten zu werden. In Gottes Namen sei's! dacht' ich. Ich bin ja arm ohne mein Verschulden! Die Schwägerin, die Witwe mit ihren Kindern — es blutet mir das Herz, wenn ich ihr zur Last fallen sollte! In Gottes Namen! Gnädiger

Herr, erbarmen Sie sich eines armen, abgedankten Soldaten! Gott wird sich Ihrer auch erbarmen!"

Der fremde Herr mit dem blauen Überrocke betrachtete mich eine Weile offenbar mit großem Mitleid. Dann langte er in die Tasche. „Es freut mich, lieber Mann," sagte er, „daß ich die Gelegenheit habe, Euch meine Schuld zu bezahlen. Da nehmet nebst meinem Danke auch diese kleine Gabe für die Wunden, die Ihr fürs Vaterland empfinget."

„O großen Dank, mein lieber gnädiger Herr!" sagte ich, „großen Dank! Nur hier in die Tasche hinein."

„Ich sah es blitzen wie Gold. „Und," fuhr ich fort, „verzeihen Sie doch, daß ich die Kappe nicht abnehmen kann. Sie sehen aber, meine Rechte ist mir weggeschossen, und die Linke lahm. O, Gott vergelt' es Ihnen, gnädiger Herr! Sie haben mich reichlich beschenkt; lassen Sie sich die Hand küssen.

Das wollt' ich in Wahrheit thun. Aber der Fremde ließ es nicht geschehen. Ich wünsche eine Umarmung von Euch! sagte er; Euere Blessuren geben Euch das Recht dazu.

Wie ich das machte, weiß ich nicht. Aber geweint habe ich wie ein Kind über eine solche Herablassung. Und was ich allenfalls sagte, das will ich euch singen, Kinder! Lieschen, spiele die Zither dazu!"

„O Gott, mit welcher Güte
Ist dieses Herz erfüllt,
Die dann erst recht zufrieden,
Wenn sie die Not gestillt,
Und sich voll Liebe und Erbarmen
Herabgeneigt zum kranken Armen.

Ach, wären all. Menschen
So gut und freundlich doch,
Dann hätt' ich beide Arme,
So wahr ich lebe, noch!
Vergelt' es Gott! — Er sieht hernieder,
Und giebt es Ihnen zehnfach wieder!"

So sagt' ich. Darauf fragte mich der Fremde im blauen Überrocke: „Wie lang habt Ihr gedient, guter Freund? Und habt Ihr außer diesen sichtbaren Blessuren auch noch andere davon getragen?

Da gab ich zur Antwort, wie folgt. Lieschen, spiele wieder!

„Als sechzehnjähr'ger Junge
Ging ich aus Vaters Haus,
Zum Schmerz und Gram der Mutter,
Ins Schlachtgewühl hinaus.
Den Kriegerstand hatt' ich erkoren —
Die Neigung war mir angeboren.

Und sechsunddreißig Jahre
Mit mancher Heldenthat
Hab' ich gedient dem König
Als wackerer Soldat,
Und acht Blessuren noch nebst diesen
An meinem Leibe aufgewiesen.

Doch die an meinem Leibe,
Auf Ehre, trüg' ich gern,
Wenn die an meiner Seele
Die schlimmeren nicht wär'n.
O Herr, ich fürchte, Sie zu quälen
Sonst würd' ich's Ihnen wohl erzählen."

Und ohnehin, sagt' ich; ist für diese Wunden Vergessenheit die beste Salbe!

Mit diesen Worten neigte ich meinen Kopf, so

tief ich konnte, um Abschied zu nehmen, und dem Herrn nicht beschwerlich zu fallen.

Aber dieser wollte mich nicht lassen, gab ein Zeichen mit der Hand, daß ich bliebe, und sagte gar freundlich: Mir könnt Ihr alles vertrauen, mein Freund! Vielleicht kann ich Euch helfen."

Jetzt wurde mir die Zunge geläufig. Denn wo man mich so bieder anredet, sprech' ich mein Lebtag von offener, deutscher Brust weg. Und darum gab ich gerade heraus zur Antwort: Sie werden wissen, mein gnädiger Herr, wie's bei den Soldaten zu gehen pflegt. Die wackersten Leute werden am wenigsten belohnt.

Das ist jetzt nicht mehr der Fall, mein Freund! fiel der Herr mir eilig in die Rede.

Kann sein! sagt' ich. Aber zu meiner Zeit war's so; denn ich hab' es erfahren. Ich war einst — warum soll ich's nicht sagen? — Doch, was ich jetzt sage, das will ich singen; ich seh' es den Kindern an, daß sie schon lange warten. Liebes Lieschen, noch einmal!

„Ich war ein schöner Bursch;
Wer mich vor Zeiten sah,
Wird, sieht er jetzt mich, sagen:
Der Knall ist's? Dieser da?
Ja, ja! Der Knall ist's! Invalide!
Des Elends und des Lebens müde."

Kinder, ich will's nicht leugnen, obwohl es eine Schande sein mag für einen alten Soldaten, Kinder da ich dies dem Herrn erzählte, hatt' ich wieder Thränen in den Augen. Aber weiter, weiter! . . ."

„Ich konnte lesen, schreiben,
Wie ein Schulmeister fein,
Und, ging's ins Feld, das Hurra
Mit stärkster Stimme schrei'n."

Und, weiß der liebe Gott, im Feuer
Stand keiner fester, keiner treuer.

Zickzack! Die Kugeln flogen,
Wie Blitze um mich her,
Was that's? Hätt' ich, so dacht' ich.
Auch kein Kaliber mehr,
So lad' ich, sapperment, ich wette,
Mit meinen Zähnen die Muskete.

Und dennoch mußt' ich sehen,
Wie sie zu meinem Leid,
Nachdem ich fest wie Felsen
Gestanden in dem Streit,
Unbärt'ge Buben, nicht Soldaten,
Mir zehnmal vorgezogen hatten."

Ja, ja, das ist wahr, gnädiger Herr! Ich traue mir's vor Gott zu sagen, sagt' ich. Und darauf fragte der Fremde: Man hat vielleicht Euere Verdienste nicht gekannt, guter Freund?

Ei, warum nicht? sagt' ich, man hat sie nicht kennen wollen. Sehen Sie, mein lieber Herr, wie's einem geht, wenn man keinen menschlichen Hauptmann über sich hat! Einmal äußerte ich mich zu einem ehrlichen Kameraden, wie ungerecht es sei, daß man uns wackere Soldaten jedesmal vergesse. Und es sei doch der ausdrückliche Wille des lieben Königs, daß die Tapferkeit belohnt werde. Ich weiß nicht wie — das erfuhr mein Hauptmann, ein harter Mann. Dies muß wieder wahr sein, gnädiger Herr! Denn ist das nicht hart? Läßt er mir fünfundzwanzig Stockschläge geben. Ich beklagte mich bei dem Obersten. Was hat's genützt? Wo kratzt ein Rabe dem anderen die Augen aus? Man gab mich in eine andere Compagnie. Das war alles. Da kam ich von dem Regen in die

Traufe. Mein neuer Hauptmann war der beste Freund des alten. Hatte mich der geplagt, so mißhandelte mich jener. Ich klagte aufs neue. Man hörte mich nicht. Ich sei ein Starrkopf, hieß es. Allein, daß ich es nicht war, sind meine Kameraden Zeugen, denen es nicht besser ergangen, als mir.

So sagt' ich, und war froh, daß ich mich einmal recht ausreden konnte. Wie hießen die Hauptleute? fragte der fremde Herr. Der eine Kämpf, sagt' ich, der andere Hammer.

Beide haben ihren Lohn erhalten! entgegnete der Fremde. Der eine ist kassiert, der andere im letzten Feldzuge erschossen worden.

Jawohl erschossen worden, sagt' ich. Ich sah ihn neben mir hinsinken. Eine Kugel hatte seine Brust zerschmettert. Ich durft' ihm im Augenblick nicht beistehen. Als aber der Sieg erfochten war — — Lieschen, das muß ich noch singen! Liebes Lieschen, zum letztenmal!

„Da ging ich auf dem Felde
Gar emsig auf und ab,
Dem Hauptmann beizustehen,
Wenn er noch nicht im Grab,
Nach Christenart ihm zu vergelten
Den Stock, das Fluchen und das Schelten.

Denn jene guten Lehren,
Die, als von Haus ich ging,
Von der besorgten Mutter
Mein kindlich Herz empfing,
Sind nie und nimmer bei dem Toben
Der Schlacht aus meiner Brust verstoben.

Ein Schnupftuch in der Wunde
Lag er entkräftet da.
Gott hat's geseh'n, voll Mitleid
Trat ich dem Hauptmann nah':

Befehlen Sie! Der Knall ist's, Ihnen
Herr Hauptmann, allsogleich zu dienen!"

Seht, Kinder, seht — so stand ich vor dem Hauptmann, ordonnanzmäßig; denn das darf der Soldat nicht vergessen; bolzgerade, Füße auswärts; ah so, die erbärmliche Stelze hindert mich; Brust heraus, Kopf in die Höhe, mit der Rechten an die Mütze — zum Henker, das geht nicht. Nun, in Gottes Namen! Weiter in der Erzählung; ich habe ja den fremden Herrn vor mir; den hätt' ich bald vergessen. Wo blieb ich denn? Ja so! Der Hauptmann blickte mich an. Knall? Ihr, Knall? Das war alles, was er sagen konnte. Da ich sah, daß er das Befehlen vergessen, nahm ich ihn auf meinen Rücken, und trug ihn ins Lager. Nachdem er verbunden war, ließ er mich rufen. Er streckte mir die Hand aus dem Bette entgegen. Eine Thräne sah ich in seinen Augen stehen. Knall, sagte er, könnt Ihr mir verzeihen? O Gott, da wurde mir das Herz so weich; ich küßte seine Hand. Er drückte die meine, und sagte: Knall! Wenn mir Gott hilft — Ihr sollt nicht vergessen werden. Am vierten Tag starb er, und mit ihm alle meine Hoffnung.

Der fremde Herr schien durch meine Erzählung sehr gerührt zu sein. Er wollte mich trösten, und sagte: Es lebt ja noch Euer König.

Ach, erwiderte ich, dem ich gedient habe, der ist tot, und den jetzigen kenn' ich nicht einmal.

Das thut nichts, tröstete mich der fremde Herr aufs neue. Ich weiß, daß er alle Hilflosen, die sich ihm nähern, aufzurichten sucht.

Wenn auch, fiel ich ihm in die Rede, ich habe von dem Fürsten nichts zu fordern. Daß ich die Versorgung im

Invalidenhause ausgeschlagen, und zu meinem Bruder gezogen, der jetzt gestorben ist, und mich hilflos und arm zurückgelassen hat — dafür kann der liebe König nicht.

Hättet Ihr auch, sagte hierauf der Herr im Überrocke, hättet Ihr als Soldat auf des Königs Hilfe keinen Anspruch — so habt Ihr ihn als sein Unterthan und als Mensch. Es soll Euch geholfen werden.

Kinder, rief nun der Invalide mit lauter, feierlicher Stimme: Kinder, merket auf, was jetzt geschah! Der fremde Herr zog ein Papier aus der Tasche, und einen Bleistift, und schrieb; und als er fertig war, bot er mir's hin, und sagte lächelnd: Da leset! Ich las und staunte; ich weiß nicht, wie groß meine Augen geworden sind. Ich las — himmlischer Vater, der Inhalt war eine Anweisung auf eine Pension. Durft' ich denn meinen Augen trauen? Aber horcht, horcht, als ich zur Unterschrift kam — da stand: König. Der König? rief ich, und schüttelte die Mütze vom Kopfe, und fiel auf mein Knie, und auf meine Stelze, und stotterte: Ach, gnädigster König."

Der Invalide war von seiner Erzählung selbst so ergriffen, daß er die Pantomime, wie vor dem König, wiederholte, ohne daß er es wußte. Und, ihm nach, waren alle Kinder auf die Kniee gesunken, und hatten die Mützen abgenommen und stotterten: „Der König!"

Mein Freund weinte, und ich lachte; mein Freund lachte, und ich weinte. Unsere Empfindungen wechselten so schnell, daß das Auge des einen von inniger Rührung feucht wurde, während das Herz des anderen von der herzlichsten Freude überfloß.

„Und denkt euch, Kinder!" rief der Invalide aufs neue, welche Herablassung! Der König hob mich auf; der König setzte mir die Mütze wieder auf den Kopf;

der König steckte mir das Papier, die Pension, in meine Jacke; der König tröstete mich, und sprach mit einer Freundlichkeit, die mir mein altes Herz erschüttert hat vor lauter Freude, heftiger erschüttert, als es eine Kanonenkugel je gethan. Ehrlicher Alter, sprach er, vergeßt Euere Widerwärtigkeiten, und seid ein doppelter Held. Freilich habt Ihr viel ausgestanden — aber dort — o Kinder, der fromme, christliche König schaute zum Himmel — dort, sagte er, „wird Euch auch viel vergolten werden. Geht, guter Knall, und genießt Euere Pension im Frieden, und weil Ihr für Eueren König nicht mehr streiten könnt, so betet für ihn.

Meint ihr, Kinder, ich konnte dabei stillschweigen? Nein, mit der ganzen Kraft meiner Kehle rief ich dem König nach: Der ganze Überrest meines Lebens soll dem Gebete für Euere Majestät gewidmet sein. — Lieschen, komm', zieh' mir das Papier da aus der Jacke. Ich sage dir aber, gutes Lieschen, thu' es mit aller Ehrfurcht; es steht des Königs Name darauf. Die Kinder sollen des Königs eigene Unterschrift sehen und lesen, und nie vergessen, wie gnädig der erhabene Fürst gegen den krummen Christoph gewesen. Da seht die Pension! Lieschen, du hast das letzte Mal die Zither gespielt. Ich will deiner Mutter und euch Kindern geben von der Pension. Dagegen müßt ihr mir morgens und abends für den König beten helfen. Und nun, wo ist der Gärtner, der Feuerwerker? Den Lunten fertig! Dreimal soll die Luft erschüttert werden vom Pulverknall, der tausendmal stärker ist, als der Christoph Knall! Aufgepaßt! Lieschen, nimm mir die Mütze wieder vom Kopfe; hast sie mir zu früh aufgesetzt. So. Es lebe Seine Majestät der König — hoch — hoch — hoch! —"

Schüsse knallten, Hörner schmetterten und Stimmen jauchzten; und es nahm kein Ende, bis der Abend zu dämmern anfing. Nun waren wir im Begriff, den Heimweg nach dem Landgütchen anzutreten. Der Maier aber, dem wir noch besonders für den Genuß dieser Festlichkeit zum Danke verpflichtet waren und auch in aller Herzlichkeit Dank sagten, entließ uns mit der Bemerkung, wir sollten ja nicht ins Buchenwäldchen treten, ehe wir uns ein paarmal umgewandt, und unsere Blicke nach dem gegenüberliegenden Hügel gekehrt hätten. „Dort," sagte er, „sollen Sie zu guter Letzt einen feurigen Herold schauen, der den Thälern rechts und links verkünden muß: Der Maier von Selchthal feiert heute das Königsfest!"

Und siehe, als wir oben am Saume des Buchenwäldchens standen, welch ein herrliches Schauspiel, uns gegenüber! Es brannte ein großer Holzstoß mit einer Lichtmajestät, die das künstlichste Feuerwerk verdunkelt hätte. Und um den Holzstoß versammelt sahen wir das Völklein, die einen feuerrot beleuchtet, die anderen dunkelbraun und schwarz im Schatten. Und mit einem Male tönten hundert Stimmen an unsere Ohren, alte und jugendliche, feierlich und kindlich. Und wir vernahmen ganz deutlich das Lied: „Heil unserem König, Heil!" das wir auch, ob uns gleich kein Mensch hören konnte, zur Sättigung unserer Gefühle, so kräftig wir konnten, bis zum Ende mitsangen.

Nach diesem feierlichen Akt herrschte auf einmal noch eine feierlichere Stille; und wir sahen, wie ruhig und ordentlich die Leute sich allmählich verliefen. Der Maier mußte gewollt haben, daß mit diesem königlichen Liede das Fest geendet sei.

„In deinem Vaterlande ist es schön!“ sagte mein Freund in seiner gewöhnlichen Kürze. Mir aber und, wie es schien, ihm selbst, blieben lange Gedanken, und ein wohlthuendes Gefühl von seiner kurzen Rede zurück, so daß wir die abendliche Stille im Buchenwäldchen durch kein einziges Wort mehr unterbrachen, bis wir an der Hofthür des Landgütchens angekommen waren, und die Glocke zogen.

Die liebe Hausfrau öffnete selbst die Thür. Ich erwartete ein sauer Gesichtchen, das ihr zu Zeiten gar nicht übel steht. Aber es war nicht so. „Der Hans,“ sagte sie (das ist unser Kutscher), „hat mir schon erzählt, wie es im Thale drüben zuging. Nun mag den Herren die Forelle zum Abendessen dienen.“

Mein Freund lächelte über mein Wohlbehagen, das ich empfand bei dem unverdient freundlichen Willkomm der Hausfrau. Und die Forelle, ob sie auch etwas verbraten war, mundete uns vortrefflich, gewürzt mit heiterer Erzählung, indem wir der lieben Hausfrau die Festlichkeit des Tages mit den zwei schönen Episoden des Maiers und des Invaliden zum besten gaben.

Endlich traten wir ans Fenster, und ergötzten uns an dem himmlischen Feuerwerk, das der liebe Gott dem guten König zu geben schien, an den Millionen brillantenen Lichtern des Firmaments.

„Wie sollen wir,“ fragte ich, „das Königsfest auf eine würdige Weise schließen?“ — Die gute Hausfrau dachte an das arme Lieschen. — „Ja,“ sagt' ich, „gute Hausfrau, du hast recht!“

Und wir schlossen das Königsfest mit dem festen Vorsatz, das arme Lieschen zu erziehen, und zu seiner Zeit ausstatten zu wollen.



Verlag von G. J. Manz in Regensburg.

Zweite Abteilung.

Das Schulfest.

Ein edler, würdiger Schullehrer, der seinerseits nichts fehlen ließ, die Kinder des Dorfes zu braven Menschen heranzubilden, hatte alle seine Zöglinge um sich versammelt.

Es war ein schöner, heiterer Nachmittag, und der letzte des Brachmonats, auf den die Schulkinder mit freudiger Sehnsucht gewartet hatten. Es war heute das Schulfest. So hieß fortan der letzte Nachmittag eines jeden Monats. Denn es hatte der Lehrer diese Stunden dazu bestimmt, den Kindern, wenn sie den ganzen Monat hindurch brav und fleißig gewesen, eine für sie passende, ihre Gemüter rührende Erzählung vorzutragen. Das war wirklich ein Schulfest. Wie freuten sie sich vom kleinsten bis zum größten! Sie konnten kaum das Mittagessen im elterlichen Hause abwarten. So eilten sie zur Schule! Das Schulfest! Das Schulfest! So hieß es da und dort. Und der Jubelruf hatte nicht selten Erwachsene, ja selbst Eltern und Großeltern herbeigelockt.

Also am letzten Nachmittag des Brachmonats — an einem solchen Schulfeste — saßen die Kinder im Schulgarten, im Schatten der dichtlaubigen Obstbäume, oder an den duftenden Rosensträuchen gruppiert. Nach und nach hatten sich auch wieder Männer und Weiber

aus dem Dorfe versammelt, und bildeten den Hintergrund aufmerksamer Zuhörer.

Auf einer Tafel vor der Geißblattlaube standen die Worte mit großer Schrift:

„Die Freuden der Menschen stehen im Verhältnisse mit der Güte ihres Herzens!“

Der alte Lehrer, freundlich lächelnd, saß auf dem Rasen vor der Laube, und auf die Tafel deutend, fragte er die Kinder: „Habt ihr alle den Spruch gelesen?“

„O ja! Jawohl!“ hieß es rechts und links.

„Nun — und habt ihr ihn auch verstanden?“ fragte der Lehrer noch einmal, und deutete auf Rosine, die fleißigste und beste seiner Schülerinnen.

Das Mädchen besann sich kurze Weile, erhob sich dann und erwiderte: „Je reiner und unschuldiger das Gemüt des Menschen, desto reiner und unschuldiger seine Freuden. Ein gutes Gemüt findet seine Freude im Wohlthun!“

„Nicht unrecht geantwortet!“ lächelte der Lehrer, und setzte hinzu: „Das sollt ihr nun hören, meine lieben Kinder! Ich habe da ein altes Buch, von dem ich euch schon oft gesagt, daß es viel des Schönen und Nützlichen enthalte, was nicht verborgen bleiben darf. Wo immer ich mich umsah nach diesem Buche, konnt' ich es doch nirgendwo entdecken, als nur in meinem kleinen Bücherschranke. So ist es eine seltene Perle geworden, die ich im Kramladen um wenige Groschen gekauft, ehe sie zertreten werden sollte. Was ihr jetzt aus dem Buche hören werdet, hat ein gewisser Joseph Pöschel erzählt. Ich kann euch von dem Manne nichts Näheres sagen. Aber was er uns hier giebt, hat ihn

ehrwürdig gemacht in den Augen aller braven Menschen. So merket auf und höret wohl! Ihr müßt mir's nach einer Woche wieder erzählen!"

Eine tiefe Stille lagerte sich rings unter den Bäumen und um die Rosensträuche. Da entfaltete der Lehrer das alte Buch und las:

„Heinrich, ein armer Junge, trug im birkenrindenen Körbchen Erdbeeren in die Stadt, und kam damit von ungefähr in das Haus des menschenfreundlichen Wacker.

Moriz, die liebste Sorge, die süßeste Hoffnung des besten Vaters, erblickte ihn auf der Treppe. Willst du was, lieber Junge? fragte der freundliche Moriz den armen Heinrich.

Kaufen Sie keine Beeren, junger Herr? sagte Heinrich mit einer bittenden Miene, indem er mit seinem Hütchen von Stroh die braunen Haare, welche die heitere Stirn halb deckten, herabstrich.

Moriz verzog den Mund. Beeren? — Die esse ich nicht gern.

O, sehen Sie nur die schönen Erdbeeren; erwiderte Heinrich, und stieg einige Stufen höher; ich habe sie heute im Walde gepflückt. Sie schmecken gar gut. Kaufen Sie mir doch ab, junger Herr! Das Körbchen um einen Groschen. Die liebe Sonne geht schon unter, und ich möchte gern noch beizeiten heimkommen, und die Krautbeete unseres Wirts, bei dem wir in der Miete sind, meiner Mutter begießen helfen.

Moriz war schon fähig, den Sinn dessen, was Heinrich sagte, zu fassen und zu fühlen. Nein, guter Junge, du sollst deine Beeren nicht weiter tragen. Gieb sie her — alle. — Ich muß dir abkaufen, daß

du bald heimkommst. Da! — sagte er, und gab ihm die Barschaft seiner Tasche, einige Groschen über den Wert der Beeren, die Heinrich hinsetzt.

Heinrich. Je, sehen Sie doch! Da geben Sie mir ja zu viel.

Moriz. Nimm nur, nimm. Ich verdiene es nicht so sauer wie du.

Heinrich. Aber, ich habe es Ihnen doch nicht abgebettelt. Da dürft' ich es nicht nehmen. Es ist eine Schande.

Moriz. Nein, ich schenke dir's, weil du gewiß einer von denen bist, die mein Vater meint.

Heinrich dankte freudig. Die Art, mit der er's that, sein offenes Gesicht nahmen Moriz noch mehr ein; und der elende Anzug, welcher ihm jetzt näher auffiel und seinen Blick heftete, erregte sein Mitleid lebhafter. Er faßt Heinrichs Hand, vertraulich und herablassend, wie er seinen Vater oft Dürftige fragen sah und hörte, fragt ihn Moriz: Hast du sonst nichts anzuziehen, als dies da?

Heinrich. O, ich habe wohl noch ein Klüftchen auf die Sonntage. 's ist freilich nicht viel besser, aber jetzt behelfe ich mir schon noch damit. Nach der Ernte will mir die Mutter einen neuen Rock schaffen, wenn wir so viel verdienen, sagt sie.

Moriz. Also mußt du deine Kleidung erst verdienen?

Heinrich. Das nicht, die Mutter verdient sie. Ja, wenn ich das schon könnte! Ich bin ihr nur so zur Hand. Aber warten Sie nur, junger Herr, bis ich größer bin, dann will ich's der guten Mutter gewiß wieder einbringen.

Moriz. Du hast also keinen Vater mehr?

Heinrich. Da im Himmel oben, zu dem ich alle Tage bete; der sorgt für mich und meine Mutter, giebt uns alles. O, er hat mir Sie, junger Herr, wohl auch heute zugeschickt, daß Sie mir so gut und so geschwind abkauften.

Moriz (in einem zärtlichen Tone, der die Bewegung seines Herzens verriet). Meinst du?

Heinrich. Er schickt uns ja alles Gute zu, der liebe Gott, sagt die Mutter immer. Hat er mich nicht auch die Beeren finden lassen? — So viel hab' ich noch nie dafür bekommen. (Er sieht in die Hand.) Das ist viel! Was die arme Mutter für eine Freude haben wird!

Moriz. Und doch wolltest du's nicht nehmen.

Heinrich. Ei, 's ist mir ja verboten, zu betteln. Das thun nur böse Jungen, sagt die Mutter, die nicht folgen und arbeiten wollen, und auch keinen Segen Gottes haben. Sie haben mir's aber geschenkt.

Moriz. Für deine Beeren, guter Junge. Hast's wohl verdient.

Heinrich. Wie will ich jetzt durch die Stadt hinausrennen! — Nun davon (er steckt das Geld ein) kann sie auch wieder etwas auf meinen Rock zurücklegen.

Moriz. Das soll sie nicht. Warte! (sagt der liebe Moriz im Ausdrucke der freudigen Überzeugung, daß Heinrich einer von den wahren Dürftigen sei, auf die ihn sein Vater immer aufmerksam macht, die desto dürftiger sind, je weniger sie es scheinen wollen; deren Bescheidenheit ein desto thätigeres Mitleid verdient, je weniger sie's heischen). Warte! Du bist eines besseren Rockes wert. (Moriz stellt sich neben ihn, und mißt

die Achseln.) Mein Vater hat mir mein grünes Kleid geschenkt, das sollst du haben. Es wird dir gerade recht sein. Ich bringe dir's gleich!

Nun, wie gefällt euch die Erzählung, Kinder?" fragte der Lehrer, indem er das alte Buch mit dem kleinen Drucke, den eine große Brille ihm lesen half, beiseite legte, „wie gefällt euch der arme Heinrich und der brave Moriz?"

„O, die Geschichte ist wunderschön!" riefen einstimmig die Kinder, von denen manche Thränen der Rührung in den Augen hatten.

„Da weiß man nicht," setzte Rosine hinzu, indem sie mit dem weißen Taschentüchlein sich die Wangen abtrocknete, „da weiß man wahrlich nicht, welchem von beiden man den Vorzug geben soll, dem armen Heinrich oder dem reichen Moriz?"

„Aber fahren Sie doch fort, lieber Herr Lehrer!" riefen die Kinder.

„Nur sachte, sachte!" war des Lehrers Antwort. „Ihr seid von mir schon lange gewohnt, daß ich auf alles, was ich euch erzähle, eine Nutzanwendung habe. Habt ihr gehört von dem schauerlichen Brande von Rosenthal? Auch das Schulhaus ist ein Raub der Flammen geworden. Die Schulbücher der armen Dorfkinder sind verbrannt. Ach, und nicht nur dies! Viele haben keine Kleider, keine Schuhe mehr! Dazu sind die Felder ihrer Eltern erst kürzlich vom Hagel vernichtet worden. Der liebe Gott hat die Gegend augenscheinlich heimgesucht. Und es geschah gewiß, um die Herzen ihrer reicheren, gesegneten Mitmenschen zu prüfen. Stellt euch nun vor, die Kinder von Rosenthal seien der arme Heinrich. Darf ich hoffen, daß ich unter meinen Kindern recht viele Morize habe?"

Bei diesen Worten stellte der alte Lehrer eine Geldkasse auf den steinernen Tisch der Laube, und ließ in dieselbe, von den Kindern ungesehen, einen Thaler fallen. Nur ein vornehmer Herr, der über die Gartenmauer hereinblickte und von niemand bemerkt wurde, hat es gesehen. Und von diesem wurde auch später, einen einzigen Umstand ausgenommen, den man vom alten Lehrer erfahren, die schöne Scene des Schulfestes im Freundeszirkel erzählt. Eine freudige Bewegung unter den jungen Zuhörern gab zu erkennen, daß sie mit ganzem Herzen bereit seien, das Beispiel des edlen Moriz nachzuahmen.

Aber der Lehrer erhob für diesmal den Zeigefinger, zum Zeichen, daß er Stille für sich fordere, setzte die Brille auf die Nase, nahm das alte, dem Inhalte nach kostbare Buch wieder zur Hand, und las in der Erzählung weiter:

„Es ist eine von den Erziehungsmaximen des Herrn Wacker, dem guten Herzen seines Sohnes, in das er Religion und Tugend mehr durch Beispiele als Worte pflanzt, von Zeit zu Zeit Nahrung zu verschaffen, und die Verteilung dessen, was er zu mildthätigen Ausgaben bestimmt, seiner Willkür gegen eine getreue Rechenschaft zu überlassen. Dies thut er teils, um dessen Begriffen über den Wert und Gebrauch der Glücksgüter die gehörige Richtung zu geben, und deren Anwendung ihm desto einleuchtender zu zeigen; teils und vorzüglich, um durch die Ausübung das zarte Herz für das Vergnügen, wohlzuthun, reizbarer und empfänglicher zu machen. In dieser Absicht schenkte er ihm neulich das Kleid zur Belohnung des Fleißes und der guten Aufführung, und zum Beweise der väterlichen Zufriedenheit, mit dem Beisatze, daß er ihm das Vergnügen gönnen wollte, zu empfinden

wie süß es sei, einen armen Bruder zu bekleiden. — Wie schlägt jetzt das edle Vaterherz bei der Scene, welcher er aus dem nahen Zimmer unbemerkt zusieht.

Indes hält der arme Heinrich seinen Monolog bloß pantomimisch."

„Was ist das?" unterbrach ein Knabe vom nahen Rosenstrauche her die Erzählung des Lehrers.

„Monolog," fiel die verständige Rosine ein, „heißt Alleingespräch, und Pantomimik Gebärtenspiel. Das heißt also, der arme Heinrich war innerlich so bewegt, daß er, was er sich selbst sagen wollte, nur durch Gebärden auszudrücken imstande war."

„Richtig!" lächelte beifällig der alte Lehrer, wiederholte und fuhr weiter fort:

„Indes hält der arme Heinrich seinen Monolog bloß pantomimisch. Die freudige Erwartung drücken die verschiedenen Wendungen aus, die er mit seinem Strohhütchen macht.

Nun kommt Moriz mit seinem Geschenke hergehüpft: Da — lieber Junge, wie heißest du denn?

Heinrich. Ich heiße Heinrich, mein schöner junger Herr.

Moriz. Da, lieber Heinrich, hast du einen Sonntagsrock. Ei, du mußt ihn anziehen, daß ich dich darin sehe.

Heinrich weiß sich nicht zu benehmen, Moriz dringt in ihn, bis er den Rock anzieht.

Mit geschäftiger Freude springt Moriz um ihn herum, zupft da an dem Ärmel, und hier an dem Schoße. Bravo! ruft er ein Mal über das andere aus, und frohlockend, wie über ein gelungenes Meisterstück, klatscht er in die Hände: Bravo! Wie du gleich

ganz anders aussiehst, lieber Heinrich. Sollte man's doch kaum glauben, was die Kleider können; und bist noch eben der nämliche gute Junge.

Heinrich steht in der drolligsten Attitude . . ."

„Schon wieder ein fremdes Wort!" unterbrach ein anderer Knabe unter dem nächsten Apfelbaume die Vorlesung des alten Lehrers.

„Was soll das heißen?" riefen mehrere Kinder zugleich. „Sagen Sie uns doch! Wir bitten, lieber Herr Lehrer!"

Der eifrige Mann freute sich nicht wenig über die Wißbegierde seiner Schulkinder, schaute lächelnd im Kreise umher und antwortete: „Kinder, das Wort kommt aus dem Französischen. „Attitude" wird es geschrieben, „Attitüd" wird es gelesen. Es bezeichnet das deutsche Wort: „Stellung", und zwar Stellung, wodurch Auge und Gemüt des Schauenden angenehm überrascht werden. Merkt euch das, Kinder!"

Alle nickten ihm zu, und hatten nicht wenig Respekt vor den Kenntnissen ihres alten Lehrers.

Dieser aber fuhr zu lesen fort: „Heinrich steht in der drolligsten Attitude stumm, scheint sich in dem schönen Rocke nur halb zu kennen. Mit abgleitenden Blicken sieht er wechselweise auf den linken Ärmel, dann auf die rechte Tasche, über die er mit der Hand herabfährt. Freudenthränen steigen ihm in die Augen.

Wie angemessen! sagt Moriz, der ihn von allen Seiten betrachtete: Hübsch, ganz hübsch! Das Kleid, da du's anhast, gefällt mir besser, als je. Aber sieh', deine bloßen Füße, die stechen garstig ab. Weißt du was, lieber Heinrich, komm' übermorgen wieder! Ich will mich recht gut aufführen, und dann meinen Vater —

hilf du mir nur beten, daß Gott mir den guten Vater und meine liebe Mutter lange, lange gesund erhalte — um Schuhe und Strümpfe bitten. O, er schlägt mir eine solche Bitte nie ab; er schenkt mir sie gewiß, und die schenke ich dir wieder.

Der arme Heinrich wollte danken, konnte aber nichts reden, denn seine Gurgel war wie zugezogen. Nur stottern konnte er: Junger Herr! O mein junger Herr! — Mein Gott! — Wie sind Sie so gütig!

Warum weinst du denn? fragt Moriz, und wischt sich eine Thräne aus dem Auge.

Nach einem kurzen Schweigen sagt Heinrich, indem er den Rock auszieht: Aber, mein junger Herr, wenn...

Moriz. Was denn?

Heinrich. Wird denn der Herr Vater, wenn Sie den schönen Rock so ohne seine Erlaubnis . . .

Moriz. Ohne seine Erlaubnis? — Sei unbesorgt. Packe nur deine Sachen zusammen. Werde ich denn etwas verschenken, was ich nicht darf?

Heinrich. Sie dürfen also?

Ja, mit meiner Erlaubnis! sagt Herr Wacker, der aus dem Zimmer heraustritt.

Moriz. O mein Vater, sehen Sie . . .

Vater. Gut, mein Sohn! — (zu Moriz mit einem vielbedeutenden Händedruck — und zu Heinrich mit der ihm ganz eigenen liebreichen Art gegen Arme): Mit meiner Erlaubnis, redlicher Knabe, schenkt dir mein Sohn seinen Rock. Er gehört jetzt dir. Da — (er giebt ihm ein Schnupftuch) binde deinen Rock hinein. Nun kannst du eilen, daß du deine Arbeit nicht versäumst. Und übermorgen komm' wieder um die Schuhe und Strümpfe, die dir mein Sohn versprochen hat. Ich hoffe, er wird dir Wort halten können.

Heinrich nimmt sein Päckchen unter den Arm, küßt Herrn Wackers Hand, auf die eine Thräne fällt, der dankbare Zeuge seines gerührten Herzens.

Moriz schüttelt freundlich Heinrichs Hand. Mit nassem Blick sieht er die Treppe hinunter ihm nach.

Jetzt schmiegt er sich an seinen Vater, der ihn mit Entzücken an das väterliche Herz drückt. Mein Sohn, — ruft er aus — mein liebster Sohn! Diesen Kuß zum Beweis meines Beifalls, den diese Handlung verdient. Auch der himmlische Vater sieht mit Wohlgefallen auf dich herab. Sei immer so; sein Segen wird auf dir ruhen, und er wird dir öfter das Glück, wohlzuthun, schenken. Du hast mir ein Vergnügen gemacht, das dem gleicht, welches ich aus deinen Augen lese. Wie ist dir, mein Sohn?

Moriz. O, mein Vater, wohl! wohl! — O, ich kann's nicht sagen, wie wohl!

Vater. Ich glaube dir's. Du hast allerdings Ursache dich zu freuen, aber auch Ursache, Gott zu danken. Denn er mag dir wohl den armen Heinrich zugeschickt haben, daß du deine Gabe so gut anbringen könntest. Siehe! Solche reine, selige Freuden läßt uns der Allgütige genießen, wenn wir von dem, was er uns aus den weisesten Absichten mehr, als unseren dürftigen Brüdern, gab, wohlthätig ausspenden. Was muß dein Herz nicht bei dem Gedanken empfinden, daß ein so guter Knabe jetzt den Rock, den du trugst, tragen werde! Wir wollen uns, wenn er übermorgen wiederkommt, nach seiner Mutter genauer erkundigen, die gewiß auch ein gutes Weib sein mag, und dann — —

Moriz. Gewiß ist sie's. Darf ich Sie daran erinnern, mein Vater?

Vater. Das sollst du. Geh' jetzt (sagte er liebevoll, der weise Vater, der die Bewegung des Herzens seines Sohnes sah, und ihn seiner Empfindung überlassen wollte), geh' auf deine Stube, mein Sohn! Dein Tagebuch wird heute einen glücklichen Tag mehr bezeichnen; es wird mit einer guten That schließen.

Moriz ging auf seine Stube, und zum Klavier, suchte sich den armen Mann aus Weissens Liedern auf, und schlug und sang:

Laß mich immer näher geh'n,
Und sein ganzes Elend seh'n!
Man lernt nie sein Glück erkennen,
Wenn man nicht das Elend kennt.

Jawohl erkennt man's nicht, unterbrach er sich selbst, wenn man das Elend nicht kennt! Was habe ich nicht, das der arme Heinrich bedarf, und entbehren muß! Kleider mehr, als ich anziehe; darf sie nicht erst von dem sauren Verdienst einer Mutter, darf keine Gabe von dem Mitleid anderer erwarten; habe den guten Vater, die liebe Mutter, die für mich sorgen, und mir's geben, ehe ich weiß, was ich brauche, mir auch das Vergnügen verschaffen, anderen zu geben. Wie glücklich!

Ganz durchdrang dies das bewegte Herz, es schwoll auf von süßer Wehmut und Dankbarkeit; er fuhr fort:

Noch für den voll Dank entbrennen,
Der uns dieses Glück gegönnt.

O mein Gott, mein himmlischer Vater! Wie kann, wie soll ich dir danken? Du, du bist es, Allgütiger, der mir die guten Eltern, alles giebt, mit dieser unnennbaren Seligkeit meine Brust füllt! Sieh', Herr, mich unvermögenden Knaben! Sieh' mein Herz, es schlägt dir; nichts kann ich, als vor dir niederfallen und stammeln!

Schluchzend sprach er dies, fiel auf seine Kniee,

Wonnethränen drängten sich aus seinen Augen, und rollten in reinen Perlen über die glühende Wange herab.

Herr Wacker fühlte die Freude des Menschenfreundes über eine gelungene gute Absicht. Die süßeste Freude des Vaters über einen hoffnungsvollen Sohn fühlte er doppelt, als er sie der vortrefflichen Mutter des guten Moriz mitteilte."

Hier legte der ehrwürdige, alte Schulmeister das Buch beiseite, und betrachtete im Kreise herum die Gesichter seiner jungen Zuhörer. Und als er durch die Thränen, die in eines jeden Auge glänzten, auf die Rührung schließen konnte, mit der die Kinder seine Erzählung angehört, schien er sehr zufrieden zu sein und lächelte, indem er vor sich hin flüsterte: „Der Same ist in gutes Erdreich gefallen. Wenn der liebe Gott das Gedeihen giebt, freu' ich mich einer ergiebigen Ernte!"

„Ach, lieber Herr Lehrer," rief Agatha, des Dorfwirts kleines, munteres Töchterlein, und jammerte mit den Händen. „Sie machen das Buch zu, und die Erzählung kann noch nicht zu Ende sein. Der wackere Moriz hat ja mit Erlaubnis seines Herrn Vaters den armen Heinrich auf übermorgen bestellt, um Schuhe und Strümpfe zu holen. Das möcht' ich doch vollends wissen, ob er gekommen; lesen Sie doch, Herr Lehrer! Wir bitten gar schön, lesen Sie doch!"

„Davon sagt das Buch nichts mehr," antwortete der Lehrer, „ich kann es euch daher mit Bestimmtheit nicht angeben. — Sollte er aber," setzte er mit Nachdruck bei, „noch nicht gekommen sein, so wird er sich wohl an die Rosenthaler Schulkinder anschließen, die auch keine Schuhe und Strümpfe haben."

Dies war das Schlagwort für die weichherzige

Jugend. „Die Rosenthaler! Die Rosenthaler! Die armen Kinder! Die armen Rosenthalerkinder!“

So mischten sich allenthalben die Stimmen des Mitleids untereinander. Und diejenigen Kinder, deren Eltern noch im Hintergrunde standen, hüpften zu diesen hin und baten; die anderen aber eilten flugs nach Hause.

Bald waren sie wieder alle beisammen, und gingen nun in förmlicher Prozession, vom kleinsten bis zum größten, der Laube zu, und legten so herzensfröhlich, als es nur Kinder sein können, ein jedes nach der Kraft seines Vermögens, verschiedene Silberstücke in die Kasse, die der sichtbar vergnügte Lehrer vor kurzem auf die steinerne Bank gestellt hatte. Ach, wann wird dem lieben Gott eine Prozession wieder einmal so gefallen haben, wie diese kindliche?

„Kinder,“ sagte der Lehrer, „während sich euere Hände so mild beschäftigen, Gaben für die Armen herzugeben, sollen auch euere Lippen und euere Gemüter bei dieser süßen Arbeit sein. Wir wollen ein Lied dazu singen.“

Der Lehrer stimmte an, und die Kinder sangen das erst vor einigen Jahren von Wilhelm Hey, Superintendenten in Ichtershausen bei Gotha, gedichtete Lied:

„Christ, wenn die Armen manches Mal
Vor deiner Thüre steh'n:
Merk' auf, ob nicht in ihrer Zahl
Der Herr sei ungeseh'n?

Und wenn ihr matter Ruf so bang
Erschallt zu dir herein:
Horch' auf, ob seiner Stimme Klang
Nicht möchte drunter sein?

O, nicht so fest und eng verschließ'
Die Thüren und das Herz!
Ach, wer den Heiland von sich stieß',
Was träfe den für Schmerz.

Drum öffne gern und mitleidsvoll
Dem Flehenden dein Haus,
Und reiche mild der Liebe Zoll
Dem Dürftigen hinaus.

Denn ehe du dich's wirst verseh'n,
Ist's dein Herr Jesus Christ,
Der wird durch deine Thüre geh'n,
Weil sie so gastlich ist.

Und ehe du ihn noch erkannt,
Der arm erschien vor dir,
Erhebt er seine heil'ge Hand
Zum Segen für und für.

Zum Segen über deinen Tisch,
Und über all dein Gut,
Und über deine Kinder frisch,
Und deinen frohen Mut.

Zum Segen über deine Zeit,
Die du hienieden gehst,
Und über deine Ewigkeit,
Da du dort oben stehst;

Dort oben, wo er dann die Thür
Dir auf mit Freuden thut,
Wie ihm und seinen Brüdern hier
Du thatst mit frommem Mut."

Das Lied war eben zu Ende gebracht — da flog etwas Schweres durch die Luft, und fiel gerade an der Laube vor die Füße des Lehrers hin.

„Was ist das?" sagte dieser, und langte danach. Es war eine Börse. Lehrer und Kinder und Eltern, die immer noch da waren, staunten nicht wenig. Alles drängte sich zusammen. Der Lehrer öffnete, nahm ein Zettelchen heraus, und las mit lauter Stimme die mit Bleistift geschriebenen Worte: „Wenn auch nicht der edle Wacker aus

Ihrer Erzählung, so hat doch außer dem allsehenden Auge Gottes noch jemand, der hinter Ihrem Edelmute nicht zurückbleiben möchte, diese rührende Scene mit angesehen. Fahren Sie fort, wackerer Menschenfreund, die Ihnen anvertraute Jugend menschenfreundlich zu erziehen — und der Lohn für Ihre Bemühung kann nie ausbleiben. Den Kindern aber schenk' ich den Inhalt dieser Börse. Sie mögen über denselben verfügen, wie sie wollen."

So weit das Zettelchen. Der Lehrer sah mit begeistertem Blicke auf die Schuljugend. „Nun, Kinder, was wollt ihr thun?"

„Den Rosenthalerkindern!" riefen alle mit einer Stimme, „der armen Schule von Rosenthal!"

„Das hab' ich von euch erwartet!" sagte der Lehrer, und wischte sich nun selbst ein paar Thränen aus den Augen, die gen Himmel sahen, und zu sprechen schienen: „Gott, vergilt's dem edlen Geber!"

„Nun, Kinder," fügte er hinzu, „nun dürft ihr das nämliche Wohlgefühl empfinden, wie der wackere Moriz! Wie ist euch, meine Lieben?"

„O wohl," riefen alle, „so recht von Herzen wohl!"

„Des freu' ich mich," schloß der edle Mann, und segnete die Kinder, „so bewahret euch dieses Wohlsein für alle Zeiten!"

Die Kinder boten einander die Hände und eilten jubelnd auseinander.

Für jung und alt aber blieb dieser Tag ein Tag der Freude, einer solchen Freude, die nur allein aus dem Gefühle, wohlgethan zu haben, entspringen kann. Und nach Jahren noch sprach man in der ganzen Gegend mit wahrem Vergnügen von dem schönen Schulfeste des Brachmonats.

Das Geburts- und Namensfest.

Herr Wahrmund war Mensch, Christ, Arzt und Familienvater im Sinne des göttlichen Buches, das den Weg in den Himmel zeigt. Wenn man den Menschen an ihm betrachtete, so sah man auf seiner Stirn offen und redlich den Grundsatz schimmern: „Was du nicht willst, daß man dir thu', das füg' auch keinem andern zu." Als Christ handelte er in Beziehung zu seinen Mitmenschen nach der Lehre des Evangeliums: „Thue auch deinen Feinden Gutes, und liebe die, so dich hassen." Seine ärztlichen Pflichten erfüllte er mit der größten Gewissenhaftigkeit, selbst bei solchen Kranken, von denen er weder Dank noch Belohnung erwarten durfte, eingedenk der trostvollen Worte des göttlichen Heilandes: „Was ihr immer dem Geringsten aus euch — das habt ihr mir gethan." — Der Erziehung seiner Kinder aber widmete er jeden Augenblick seines verdienstvollen Lebens, um sie zu brauchbaren, edlen, für Zeit und Ewigkeit gedeihenden Menschen heranzubilden, damit er einst vor dem Throne des Allmächtigen getrost und freudig sagen könne: „Herr, ich habe kein einziges verloren von denen, die du mir gegeben hast." — Herr Wahrmund war ein Mann Gottes.

Seine Kinder liebten ihn aber auch mit wahrhaft kindlicher Liebe. Und besonders waren solche Zeiten, da der Vater von irgend einer langen Reise zurückkehrte, oder da ihn der liebe Gott von einer Krankheit genesen ließ, oder da ihn ein frohes Ereignis

angenehm berührte, und dergleichen, für die Kinder die schönsten Stunden häuslicher Glückseligkeit. Denn bei solchen Veranlassungen konnten sie ihn mit irgend einer Freude überraschen, die dem alten Vater äußerlich bezeigen sollte, was die Kinder in ihrem Innern für ihn fühlten, von welcher Ehrfurcht und Liebe zu ihm sie durchdrungen seien. Vorzüglich war des Vaters Namenstag, an dem zugleich sein Geburtstag mitgefeiert wurde, die Krone aller häuslichen Feste vom ganzen Jahre. Denn dieser Tag vereinte alle seine Kinder, fern und nah, Söhne und Töchter und Enkel, versorgt und unversorgt, Freunde und Bekannte, zur allgemeinen hohen Feier.

Solch ein teures Namensfest war herangenaht. Herr Wahrmund hatte vor acht Tagen einen alten Freund aus der Stadt dazu eingeladen. Wir wollen dem Brieflein absichtlich hier eine Stelle vergönnen, weil man daraus ersehen kann, daß es nicht des braven Mannes Sache war, eine leere, nichtssagende, gehaltlose Einladungsformel zu schicken, sondern im Gegenteile irgend eine Empfindung seines Herzens Gleichfühlenden mitzuteilen, und erst am Ende des Schreibens die offenherzige und biedere Einladung beizufügen.

„Ich komme," schrieb er dem Freunde, „soeben von meinem Morgenspaziergange zurück, und setze mich an mein Schreibpult, Dir, mein Lieber, die Empfindung während meines erquickenden Lustwandelns mitzuteilen. Die Natur ist so schön, hast Du mir früher, da wir noch Arm in Arm als Jünglinge die Freuden der lieblichen Schöpfungen Gottes genossen, gar oft gesagt — und wir waren damals fast zu jung und leichten Sinnes, um in die Wahrheit Deiner Worte sattsam einzudringen.

Seitdem hab' ich freilich diese Wahrheit tief erkannt — und heute hab' ich sie ganz empfunden.

Das war ein herrlicher Frühlingsmorgen, ein wahrhaftiges Meisterstück von einem göttlichen Panorama. Und es hat mich keinen Kreuzer zu sehen gekostet.

Denke Dir, lieber Freund, Du besteigst mit mir den hohen Dreirittersberg. Die Sage, von der sich dieser Name herschreibt, ist Dir wohl nicht unbekannt. Es war nämlich auf diesem Berge vor alters ein Schloß, das drei Rittern gehörte. Und da sie in der Teilung dessen nicht eins werden konnten, verkauften sie es, und schenkten das Geld den Armen. Das war doch recht schön! Drum geh' ich auch so gern auf diesen Berg.

Nun denke Dir, Du besteigst mit mir den hohen Dreirittersberg. Der Morgen liegt noch tief hinter den Tannenwäldern, die sich seitwärts erheben. Es herrscht allenthalben so eine andächtige Stille, als ob ein Prediger Gottes herab zum Volke rede. Ja, ja, bald wird er erscheinen, der mächtige Prediger Gottes, der alle Morgen heraufsteigt, sein Lob zu verkünden. So dacht' ich — und das hättest Du auch gedacht — wenn Du mit mir auf dem Dreirittersberg gestanden, und hättest den jungfräulichen Purpurschoß der Morgenröte gesehen, aus dem die Majestät der Morgensonne heraufsteigen sollte. Und wer nicht so gedacht hätte, oder etwas anderes dergleichen, wie es einem Andacht und Empfindung eingeben, der müßte ein Herz haben, wie Herkules überm großen Brunnen neben Deiner Wohnung — und der hat doch eines von purem Erz.

Jetzt erhob sie sich über die schwarzen Tannen, die allgemeine Wohlthäterin der Erde. So schön kam sie mir noch niemals vor; mag wohl sein, weil ich mich

auf ihre Ankunft nie so vorbereitet hatte. Ich sank, weiß selbst nicht, wie? auf meine Kniee, und streckte meine Hände nach ihr aus, und wollte in Worte meine Empfindung übergehen lassen. Aber es kam nichts heraus. Und es freut mich noch jetzt, daß nichts herauskam — und ich habe seitdem schon oft gedacht, es ist doch recht gut, daß Gott allwissend ist; und der Mensch darf sich dessen freuen; und wir, lieber Freund, dürfen uns auch freuen, wenn wir gerade so ergriffen sind vom Anstaunen der Werke Gottes, daß wir schlechterdings kein Wort hervorbringen können.

Nun, lebe wohl, und Gott erhalte Dich — aber, wie? Bald hätt' ich vergessen; Du weißt, es naht mein Namenstag, und zugleich die Erinnerung an die Stunde, in der ich vor sechzig Jahren zum erstenmal das Tageslicht erblickt. Das ist ein Freudentag im Kreise meiner Familie. Und ich — und meine Kinder und ich, wir freuen uns inniger, wenn Du kommen willst. Ich bin Deiner Zusage gewiß, wenn Dich kein wichtiges Geschäft abhält. Wir freuen uns. Lebe wohl!"

Schon in aller Frühe, da kaum der Morgen graute, waren die jüngeren Geschwister von den älteren hinausgeschickt worden, in Gärten und auf Fluren und in den nahen Hain, um frischduftende Blumen und Kräuter und das dunkle Eichenlaub zu holen, das bei biederen, deutschen Hausfestlichkeiten nie fehlen darf. Nun herrschte eine Emsigkeit, und ein stillgeschäftiges Eilen und Treiben im entlegensten Zimmer des Hauses, wo die Kinder sich verborgen hielten, damit der liebe Vater nicht das Geringste merken sollte von der Zubereitung zum langersehnten, willkommenen Feste.

O, er merkte es wohl; er wußte es sogar gewiß —

denn er kannte ja seine Kinder. Aber er that, als ob er nicht das Mindeste ahnte, und hielt sich heute länger, als gewöhnlich, in seinem Schlafzimmer auf, damit den Kindern die Freude der Namensfeier, mit der sie den Vater überraschen wollten, rein und ungestört zu teil werde.

Die Kinder waren bereits alle versammelt, der älteste Sohn, der in einem ein paar Stunden entlegenen Dorfe Pfarrer war, die älteste in einem nahen Städtchen verheiratete Tochter mit ihren zwei niedlichen Kindern, die zum erstenmal dem Feste beiwohnen durften! Wie wird der alte Mann seiner Enkel sich freuen! Auch der jüngste Sohn war von der Studienanstalt gekommen. Das schönste Fest im Jahre durfte er nicht versäumen. Er hatte von seinen Lehrern die Erlaubnis zur Heimkehr ins väterliche Haus auf ein paar Tage erhalten. Dann waren's noch drei Schwestern, die dem Vater das Hauswesen führten. Denn, ach, die gute Mutter, das Vorbild einer jeden guten Mutter, war schon längst heimgegangen in das Land des Friedens und der Seligkeit. — Nach und nach hatten sich auch Freunde und Bekannte zur Tagesfeier eingestellt, und halfen den Kindern Eichenlaubkränze flechten und Blumensträuße binden.

Nur einer aus der Familie fehlte — es war der zweite Sohn. Er hatte vor einem Jahre bereits in der Arzneikunde den Doktorgrad erhalten, und war vor mehreren Monaten mit dem Segen des Vaters aus der Heimat gegangen, um in den Spitälern großer Hauptstädte unter der Leitung der berühmtesten Ärzte sich noch mehr auszubilden. Er allein — o, wie schmerzlich mußte es ihm fallen — er allein konnte, zum erstenmal

in seinem Leben, der Namensfeier des edlen Vaters nicht beiwohnen. Sonst war er der Ordner des Festes; denn er hatte die liebliche Gabe Gottes, eine schaffende Phantasie; und jedes neue Fest mußte in der Anordnung neuen Sinn und neue Deutung haben, damit es den lieben Vater jährlich überrasche. — Er allein war für heute nicht zugegen.

Die Kränze waren geflochten, die Sträuße gebunden, und im großen Gastzimmer aufgehängt und zurechtgestellt. Ein Alkoven war sehr geeignet, sich in einen jungen, duftenden Hain umwandeln zu lassen. Zarte Tannenbäumchen verbreiteten ein heiliges Dunkel in dieser Vertiefung des Zimmers. Von einem zum anderen bogen sich buntfestliche Guirlanden. Inmitten stand eine Pyramide, mit den goldenen Worten: „Dem lieben Vater zum sechzigsten Geburts- und Namenstage.“ Rechts und links von der Pyramide lagen zwei kleine Mooshügel; auf diese ließ man die Enkelinnen des guten Mannes knieen, schneeweiß gekleidet und mit brennenden Kerzen in der Hand. Sie lächelten wie Genien. „Mit den Zeigefingerchen der anderen Hand müßt ihr auf die Inschrift weisen!“ unterrichtete sie die Mutter, eine Thräne der heiligsten Freude in dem Auge.

„Nun ist alles fertig!“ sagte der jüngste Sohn, da die Geschwister und Freunde und Bekannten, festlich gekleidet und mit Blumensträußen in den Händen, in malerische Gruppen geteilt, voll Erwartung und stiller Freude, in dem großen Zimmer versammelt standen. Die älteste Schwester setzte sich ans Klavier, und der Pfarrer, der älteste Bruder, ging in das Schlafzimmer des Vaters, zur schönen Morgenfeier ihn abzuholen.

Als der liebe, alte Vater eintrat, spielte die Tochter den feierlichsten Choral, und Kinder und Freunde sangen:

„Wir loben Gott, und preisen dich,
Weil du uns Kindern gnädiglich
Den Vater hast erhalten;
Weil uns dies Fest so wonnevoll
Zurückgekehrt mit Vaters Wohl
Durch dein allmächtig Walten.

O, segne uns, du großer Gott,
Schirm' uns in jeder Seelennot
Zum Himmel auserkoren;
Damit der edle, brave Mann,
Der edle Greis sich sagen kann:
Ich habe kein's verloren!

Und segne und belohne ihn,
Der seinen Pflichten immerhin
So treu sich hat ergeben;
Gieb ihm ein hohes Alter, Gott,
Und endlich einen sanften Tod,
Und selig Wiederleben.

Uns aber laß es allezeit
Erkennen, welche Seligkeit
Du uns schon hier gegeben,
Da uns der beste Vater treu,
Mit einer Liebe, täglich neu,
Hinführt durchs Erdenleben!

O bester Vater, Gottesmann,
So nimm dich unser immer an,
Bis wir dereinst dort oben
Mit dir vereint im ew'gen Reich,
Den Auserwählten Gottes gleich,
Den Herrn und Heiland loben!"

Das Lied war geendet. Der Choral schwieg. Der alte Vater weinte — und blickte zum Himmel.

Da erhob sich die jüngere Enkelin des lieben Mannes, trat zu ihm, küßte ihm die Hand, und sagte mit helltönender Stimme das Verslein:

„Da kommt ein kleiner, kleiner Gast,
Und wünscht dir recht viel Glück.
Ich weiß, daß du recht lieb ihn hast,
Ich seh's an deinem Blick.
Ich bin dir aber auch so gut —
Und bete für und für,
Daß Gott dir gebe frohen Mut,
Dich lang' erhalte mir!"

Und dabei überreichte sie dem unter Thränen lächelnden Großvater ein niedliches Sträußchen von Rosmarin, Vergißmeinnicht und Rosen. Die ältere Enkelin stand jetzt vor ihm, küßte ihm ebenfalls die Hand, und sprach voll Herzlichkeit:

„Auch ich bin da,
Lieber Großpapa,
Und stelle mich in der Freunde Reihen,
Dir meine Wünsche zu weihen.
Viel, viel ist drin
In kleiner Brust.
Es wogt und schlägt
Mir das Herz voll Lust.
Kurz, daß ich's mit wenigen Worten sage
Ich wünsche dir Glück zum Namenstage.
Recht oft soll er noch wiederkehren,
Und immer dir neue Freude bescheren.
Für dein Glück und Wohlergehen
Werd' ich täglich zum Heiland flehen.
Er ist ja ein Freund der Kinder wie du;
Und nickt mir gewiß jetzt „Amen" zu."

Der Großvater nahm den Blumenkranz, den die Enkelin ihm überreichte, mit freundlichem Lächeln, und

küßte das bis zu Thränen gerührte Mädchen auf die Stirn. Dann trat er in die Mitte seiner Kinder und Freunde und sprach: „Meine lieben Kinder, ich danke euch recht herzlich für die festliche Freude, mit der ihr mich in dieser feierlichen Morgenstunde überrascht. Gerade in dieser Stunde bin ich sechzig volle Jahre alt geworden. Wie lange werdet ihr mich noch unter euch haben? Gar viele erreichen nicht einmal das sechzigste Jahr. Ich habe dem lieben Gott aus dem Innersten meines Herzens für diese Gnade gedankt. Euch aber ermahne ich, wie ich es schon so oft gethan, heute wieder aufs väterlichste mit wenigen Worten: Haltet die Gebote des Herrn! Hebet den Blick allzeit, in jeder Lage eueres Lebens, den glaubensvollen Blick zum göttlichen Heilande! Liebet einander, damit man auch nach meinem Tode erkenne, daß ihr meine Kinder seid! Thut allen Menschen Gutes, wo ihr immer könnt! Lebet still und zufrieden mit dem, was der liebe Gott euch beschert — und wir werden nach diesem Leben uns einst wiedersehen dort über den Sternen, im Lande des ewigen Friedens, der himmlischen Glückseligkeit, wohin euere liebe Mutter uns schon längst vorangegangen ist. — Sonst, meine lieben Kinder, waren wir an diesem Festmorgen noch jedesmal alle beisammen; heute aber, ach, heute fehlt ein Glied der Familie, euer Bruder, mein Sohn Friedrich. Im fremden Lande, unter fremden Menschen muß er dies Fest, das er so oft mit Eifer und Umsicht geordnet, diesmal mit Sehnsucht und unter stillen Heimwehthränen begehen. Doch — ein Brief von ihm an den Vater wird mir den Sohn an diesem Tage vergegenwärtigen, als ob er unter uns wäre, wenn wir beim festlichheiteren Mahle

sitzen. Der Bote ist gestern abends aus der Stadt zurückgekehrt. Ihr habt wohl schon einen Brief in Händen. O, gebt mir den Brief vom lieben Sohne!"

Die Kinder verneinten es. Der Bote hatte keinen Brief an den alten Vater. Da erblaßte der gute Greis und weinte. „Mein Sohn liegt gefährlich krank," jammerte er, „oder ist wohl gar schon gestorben; sonst hätt er mir auf diesen Tag einen Brief geschickt aus weiter Ferne. Ach, er wird ein Opfer der fürchterlichen Cholera geworden sein!"

Der älteste Sohn trat zum Vater, und tröstete ihn: „Sei ruhig, lieber Vater — ich habe erst vor einigen Tagen einen Brief von Friedrich erhalten. Er lebt und ist gesund. Und es wird ein Brief an den teuren, alten Vater nicht ausbleiben, so wahr ich sein kindliches Herz kenne."

Der gute Greis wurde ruhiger, blickte, Gott bittend, zum Himmel, und wandte sich dann an seine Freunde, unter denen auch der Städter sich befand, an den er vor einigen Tagen die gefühlvolle Einladung geschrieben.

„Auch euch, ihr lieben Freunde," sprach er, „danke ich von ganzem Herzen für die Freude, die ihr mir und meinen Kindern durch die Teilnahme an diesem Familienfeste gemacht. Ich danke euch für die aufrichtigen Wünsche, die ich nicht minder für euch im Herzen trage, und die der allmächtige, gütige Gott an uns allen erfüllen möge. Endlich bitte ich euch, ihr wollet, wenn ich nicht mehr unter euch wandle, die Freundschaft und Liebe, die ich von euch genoß, dereinst meinen Kindern nicht entziehen. Der Friede von oben sei mit uns allen. Gott walte es!"

Der Greis hatte es gesprochen, trocknete die

Thränen aus den Augen, ging im Kreise umher, und küßte die Kinder, und die Enkel und die Freunde. Jetzt tönte die Glocke zum Frühgottesdienste. Und der volle Familienfestzug bewegte sich in die Kirche, die ersten Stunden des wichtigen Tages Gott zu weihen.

Nach dem Gottesdienste strömten die Armen und Dürftigen des Dorfes herbei, dem menschenfreundlichen Herrn Wahrmund zu seinem sechzigsten Geburts- und Namenstage Glück zu wünschen.

Keines — so war es der Wille des mitleidsvollen Greises — keines durfte unbeschenkt von dannen gehen. Der älteste Sohn, der die Verhältnisse der Armen am genauesten kannte, übernahm das Amt des Almoseniers; und die Enkelinnen durften die Gaben jenen Armen, die der Pfarrer ihnen bezeichnete, in die Hände geben, und dagegen aus dem Munde der dürftigen Leute den Dank empfangen für den lächelnden Greis, der seitwärts stand, und voll Vergnügen den mildthätigen Eifer der kleinen Mädchen betrachtete.

Nachdem dieses löbliche Geschäft beendigt war, ging der Vater, seine Pflichten als Arzt zu erfüllen. Die Kinder eilten, das Festmahl zu bereiten. Die Enkelinnen spielten im Hofraum. Und die Freunde wandelten hinaus ins Freie, den Hügel hinan, um die Aussicht des Thales zu genießen, oder in den nahen Hain, um sich in der Kühle heiliger Schatten zu erquicken, und mit warmen Freundschaftsgesprächen Geist und Gemüt zu beleben.

Endlich schlug die Stunde zum Festmahle. Frohe Heiterkeit war die Würze der Speisen. Diese Heiterkeit aber wurde öfters unterbrochen durch den sehnsüchtigen, liebevollen Ausruf des Vaters: „Ach, wenn

nur mein Sohn Friedrich da wäre! Oder wenn ich nur wenigstens einen Brief von ihm erhalten hätte!"

Da schien dem ältesten Sohne der Augenblick gekommen zu sein, den alten Vater recht freudig zu überraschen. Er stand auf, und winkte mit der Hand zum Stillschweigen. Und es ward feierlich still. Da zog er ein Papier aus der Tasche hervor. Es war ein Brief. „Lieber Vater," sagte er, „einen kindlichen Gruß von Friedrich. Wenn ihr beisammensitzet beim Festmahl — so schrieb er mir — wenn ihr den guten Vater hoch leben lasset beim schäumenden Pokale — dann erhebe dich, nimm den Platz ein, den man für Bruder Friedrich leer gelassen, und bringe dem Vater meine Empfindung, daß es ihm sei, als ob ich selbst zugegen wäre; bring' ihm meine Empfindung in folgender Herzensergießung:

„Er ist mein Vater! Warum hört es nicht
Die ganze Welt, daß er mein Vater ist?
Warum kann ich es nicht der großen Sonne
Mit höherm Glanz in ihre Strahlen schreiben,
Damit sie es im sanften Morgenrot
Und in der Mittagshöhe, und im Flor
Der Abenddämm'rung allen Menschen zeige? —
Er ist mein Vater! In dem Herzen tief
Schlagt's ewig fort in kindlichfrommen Schlägen.
Er ist mein Vater! Auf der Lippe schallt's.
Er ist mein Vater! Weint die helle Thräne.

Und wo ein Armer sich der Nahrung freut,
Und wo ein Kranker froh für Rettung dankt,
Und wo ein Traur'ger süßen Trost empfunden,
Wo ein Bedrängter schnellen Rat erholt —
Tönt's immer neu und neu mir in die Seele:
Er ist mein Vater! Hört's! Er ist mein Vater!

Und hier in seiner Kindheit vollem Kreis
Wenn er das eine mit der Rede Huld
Für eine gute That belohnt, das and're
Mit Ernst und Nachdruck in die Bahnen leitet,
Die nach dem Ziele führen der Vollendung —
Und wenn er alle väterlich und warm
An seines Herzens off'ne Wahrheit schließt,
Wenn er das Auge nach den Sternen hebt,
Und seine Thräne laut von Segen spricht,
Von Segen und Gebet für seine Kinder —
Tönt's immer neu und neu mir in die Seele:
Er ist mein Vater! Hört's! Er ist mein Vater

Auch dann noch, wenn er lebenssatt und grau
Von den entfloh'nen Tagen Abschied nimmt,
Und dem Entblätt'rer uns'rer Jahre froh
Die Hand, die zitternde, entgegenbietet —
Wenn seinen Staub der schwarze Marmor deckt,
Ein Bild von dem Verhängnis uns'rer Tage;
Wenn eine Weide einsam seinen Hügel
Beweint, wo eine Aster kärglich blüht —
Auch dann noch tönt der stumme Ruf der Schmerzen,
Die Brust, an tote Mauer hingelehnt,
Das rote Auge, starrend nach dem Hügel,
Die Hände, nach dem Himmel aufgerungen:
Er ist mein Vater! Hört's! Er ist mein Vater

Doch, stirbt er denn, wenn seine Mahnung lebt?
Wenn seine Milde und sein hoher Ernst
Fort in den Herzen seiner Kinder waltet?
Wenn seines Geistes Wink zur guten That
Sie spornt, und von der Sünde list'ger Täuschung
Hinweg sie führt in schadenlose Ferne? —
Fort lebt er so! — Mit ihm erringen sie
Den Lorbeer eines schwererkämpften Sieges. —
Dann endlich, wenn auch meine Lebenszeit
Ins Meer des Namenlosen hingeflossen —
Wenn meine Stunde winkt — wenn die Trophäen,

Errungen in dem Kampfe dieses Lebens,
Voran mir leuchten nach des Himmels Hallen —
Wenn ich ihn wiedersehe, glanzverklärt,
Dann will ich hin zu seinen Füßen sinken,
In seinen Armen heil'ge Thränen weinen.
Und meine Stimme töne durch die Thäler
Des ewig unermeßlich weiten Himmels:
Er ist mein Vater! Hört's! Er ist mein Vater!

Antworte, himmlisch Echo: Ist dein Vater!
Antworte nur: Er ist — er ist — dein Vater!"

So weit hatte der älteste Sohn gelesen, aber oft während des Lesens inne gehalten, weil laute Thränen zwischen seine Worte getreten waren. Der Vater schluchzte, und segnete den Sohn in der Ferne. Er konnte zwar keine Silbe hervorbringen. Aber jedermann sah es ihm an, daß er den Sohn in der Ferne segnete. Jedes Auge hatte Thränen — keine Lippe ein Wort. Lange währte diese Stille voll Wehmut, Sehnsucht und heiliger Festfeier.

Endlich nahm der Pfarrer den Festpokal, gefüllt mit alter, edler Gabe des deutschen Rheins, und bot ihn dem Vater dar; und von diesem ging er herum in der Runde. Was ist doch der Wein, in Ehren getrunken, für eine kostbare Gabe des lieben Gottes!

Die Heiterkeit kehrte zum Mahle zurück. Der Pfarrer brachte den ersten Toast aus, ein dreimal Hoch dem besten Vater, dem edlen Greis, dem Helden des Festes.

Dann nahm der Vater das Wort und sprach: „Dem Sohne in der Ferne! Dem lieben Friedrich! Auf sein Wohlergehen! Auf seine glückliche Heimkunft!"

Und ein fröhlicher Lärm entstand unter den Gästen und ein Wetteifern im Anstoßen der Gläser mit dem

Glase des Vaters, um die innige Teilnahme an dem herzlichen Toaste zu zeigen.

„Nun," sagte der Gast aus der Stadt in der heitersten Laune, „nun, wenn dem Friedrich in der Ferne in dem Augenblicke die Ohren nicht sausen, so geschieht es nimmer, solange er lebt."

Ein herzliches Lachen durchflog die Tafelrunde. Plötzlich öffnete sich die Thür. Das Lachen verwandelte sich in den allgemeinen — Freudenschrei: „Der Friedrich!"

Pfeilschnell lag der Sohn in den Armen des Vaters, der ihn herzte und küßte, und vor Wonne laut weinte. „Ich habe noch nie gefehlt an diesem Festtag!" rief der entzückte Junge. „Väterlein, ich darf auch heute nicht fehlen. Mein Geschäft in der Ferne ist vollendet. Ich reiste Tag und Nacht. Und gottlob! nun bin ich noch recht gekommen!"

Durch Friedrichs Ankunft war dem Freudentag die Krone der vollkommensten, ungetrübtesten Heiterkeit aufgesetzt. Nun erst klärte der Pfarrer das Rätsel auf, daß Friedrich von seiner Heimkehr ihn im Briefe unterrichtet, aber ausdrücklich, den Vater zu überraschen, gewünscht habe.

„Nun sind wir alle wieder beisammen!" sagte der Vater, und breitete seine Arme über Kinder, Enkel und Freunde aus: „Gott sei Dank! Lasset uns dem Ewigen ein Preislied singen!"

Die älteste Tochter eilte zum Klavier. Und es tönte der Festchor im Saale, harmonisch, kräftig und feierlich:

„Erhebe dich, mein froher Mund!
Dies ist die rechte Zeit und Stund'.

Des Herren Treue zu erhöh'n,
Vor ihm mit Lob und Dank zu steh'n.

Zu singen, hat dich Gott gemacht,
Und schon zuvor dahin gedacht,
Daß deine Zunge soll allein
Ein Werkzeug seines Ruhmes sein.

Ihm singt der lieben Engel Schar
Die schönsten Lieder immerdar,
Daß Heilig, Heilig, Heilig heißt
Der Vater, Sohn und heil'ge Geist.

Ach, stimme doch mit ihnen zu,
Laß Herz und Zunge keine Ruh'!
Besinge stets des Höchsten Treu',
Die alle Morgen grünet neu.

Laß doch dein Singen nimmermehr
Von Glaube sein und Liebe leer;
Brauch' heil'ge Andacht stets dabei,
Damit es Gott gefällig sei.

Setz' Davids Harf' und Sängerchor
Zum guten Beispiel stets dir vor;
Der Kinder Korah süßes Spiel
Ermunt're dich zum gleichen Ziel.

Gott selbst nimmt solches Singen an;
Es ist vor ihm gar wohl gethan.
Drum singe nur, mein froher Mund,
Allzeit von Gottes Gnadenbund."

Nun saßen sie alle noch freudig beisammen. Friedrich mußte erzählen, wie es ihm in der Ferne ergangen. So dauerte das Fest bis zum Abend, da endlich der Vater den Schluß machte mit den Worten: „Gebe der allgütige Gott, daß wir nächstes Jahr wieder alle so beisammen sein mögen."

Dann zog sich der edle Greis zurück auf sein

Zimmer, um die letzten Stunden des Tages mit Gott allein zuzubringen.

Abendgold glänzte bereits am westlichen Himmel. Die Strahlen der Sonne hatten Abschied genommen vom einsamen Dorfe. Der freundliche Nachtwandler, der Vollmond, stieg herauf hinter dem waldumkränzten Hügel, und begrüßte das ruhende Thal mit seinem milden Silberscheine.

Vor dem Fenster saß der Greis mit einem Blicke, der den reinen Abendhimmel zum Ziele hatte mit einem Gemüte, das mächtig bewegt ward von heiligen Gefühlen.

„Du, mein Geist," flüsterte er, „schwinge dich hinauf über der Sterne zahlloses Heer! Dort findest du den Thron des Ewigen, des unaussprechlich Liebevollen, des unendlich Mächtigen, der alles ringsumher so schön erschuf, alles so weise ordnete, alles hält in seiner ewig kraftvollen Hand, alles umfaßt mit zärtlichster Liebe. — Ja, du bist es, liebevollster Vater, so stammelt's der Mund empor, so spricht's die Thräne im Auge nach, du bist es, der diese Millionen der funkelnden Sterne aus dem Nichts zum Dasein rief, sie alle nach Namen zählt, sie ihre Bahnen nach Jahrtausenden führt. Du bist es, der dem stillen Mond diese sanften Strahlen gab, um den Wanderer bei nächtlichem Schritte zu leiten. Du bist es — Vater ist dein Name — der mein Herz, und das Herz meiner Brüder zur Liebe schuf, dich zu lieben über alles, und alles in dir! — Dir sei diese Thräne geweiht, mein Vater! Dir schlage mein Herz diese Empfindungen — nimm sie hin — sie sind ja dein!"

„O, gieb mir armseligem Erdensohne, daß ich dich liebe, wie du es verdienst. Ach, könnte ich sagen:

„Meine Liebe und mein Alles! Ich verlange nichts außer dir. Ich habe meine Freude einzig an dir.“ — Gieb mir, daß ich ruhe in dir. Gieb mir jenen verborgenen Seelenfrieden, den die Welt nicht kennt, und zu geben nicht imstande ist. Gieb, was ich für mich von dir erflehe, auch meinen Kindern, den teuren mir anvertrauten Pfändern, die du dereinst am Tage des Gerichtes von mir zurückverlangen wirst! Gieb es meinen Freunden! Gieb es allen Menschen!“

Hier schwieg der fromme Greis — und blickte in die feierliche Nacht hinaus. Stiller war der nahe Wald, stiller das Thal, das der klare Bach mit sanftem Gang durchschreitet; stiller ging der Mond seine Bahn, dessen Bild des Baches Spiegel wiederstrahlte.

Da beschlich leise Wehmut seine Brust, Heimweh nach den seligen Wohnungen des ewigen Friedens.

„Dort,“ seufzte er, „dort über den Sternen, im Vaterhause, in ewiger Umarmung des Liebevollsten, dort ist's der Seele erst wahrhaft wohl. Dort ist nicht mehr schnöder Erdentand, der die Seele bezaubert, nicht mehr Leidenschaft, die die Stirn wölkt, das Herz bestürmt — dort ist reinste — reinste — seligste Liebe. Wohlan, meine Seele, frisch auf, habe Mut, sei stark in deinem Gott, und vollende mit ihm dein kurzes, irdisches Tagewerk!“

So hatte der edle Mann seinen sechzigsten Geburts- und Namenstag geschlossen.

Der Firmungsfestabend.

Der ehrwürdige Pfarrer eines kleinen, friedlichen Dörfleins war mit den Eltern und Kindern seiner Gemeinde aus dem nahen Städtchen zurückgekehrt, wo die letzteren in der feierlich geschmückten Kirche durch die Hände und das Gebet des Bischofs die hochwichtige Firmung erhalten hatten.

Die Vorbereitung auf diesen heiligen Moment war von dem eifrigen Seelsorger so vollkommen geschehen, die Kinder hatten die himmlische Gnadenspende so andächtig empfangen, daß man freudig hoffen durfte, der Geist Gottes werde über sie gekommen sein, um bei ihnen zu bleiben für alle Tage ihres Lebens.

Als die Sonne des festlichen Tages sich gegen Westen neigte, versammelte der Pfarrer die Neugesegneten des Herrn in der stillen Dorfkirche, hielt noch einmal eine rührende Rede an sie, worin er sie bat und ermahnte, von der Welt, der sie heute entsagt, fern zu bleiben, und dem Geiste Jesu Christi, der heute über sie herabgekommen, immer und allzeit ihre Herzen zur Wohnung bereit zu halten, und sang endlich mit ihnen das Lied:

„Unvergeßlich soll die Stunde
Ewig unsern Herzen sein;
Stärk' uns, Vater, unserm Bunde
Bis zum Tode treu zu sein!
Sinn und Werk und Wandel richt'
Auf die nun beschwor'ne Pflicht;
Hilf, daß weder Lust noch Leiden
Uns von deiner Liebe scheiden.

Ja, wir wollen uns ergeben
Dir, o Gott, und nicht der Welt,
Und in unserm ganzen Leben
Freudig thun, was dir gefällt.
Wer hier säet in der Zeit,
Erntet einst in Ewigkeit;
Drum, so laß uns wacker laufen,
Uns're Zeit wohl auszukaufen.

Jesu, hilf, weil in der Jugend
Leicht der Mensch verirren kann;
Laß in Gottesfurcht und Tugend
Uns erwählen deine Bahn!
Laß uns drauf beständig geh'n,
Und auf dich, o Hirte, seh'n,
Daß wir hier mit deinen Herden
Schon in Hoffnung Erben werden!"

Nach dem Segen des Pfarrers verließen die Kinder still, friedlich und schweigsam das Gotteshaus. Sie mußten an der Hütte vorüber, die dem edlen Theophron gehörte. Theophron war ein Mann voll schöner Eigenschaften des Gemütes, voll kräftiger Geistesbildung. Er war aus der Stadt auf das Land gezogen, weil er auf dem Lande sich glücklicher fühlte, als in der Stadt.

Es gehört nicht viel dazu, um wahrhaft glücklich sein zu können. Und doch — ach, wie oft fehlt einem auch dies Wenige. Ich kenne viele Freunde, viele brave, biedere Männer, viele von Reichtum strotzende Männer; und dies Wenige haben sie nicht.

Es hängt doch beinahe vom Menschen allein ab, im Innern ruhig, mithin froh und vergnügt sein zu können. — Wer dies nicht einsieht, der klagt in jeder Drangsal über andere und neue verursachende Dinge — nur nie über sich selbst.

Ich kenne einen alten Mann; er genießt das ganze Jahr hindurch Kartoffel und rauhes Brot. Doch er ist ruhig in seinem Gott — und darum froh und vergnügt. Wer hätte nicht schon oft mit ihm tauschen mögen!

In einer Waldhütte, die er sich selbst erbaute, lebte der arme Taglöhner Friedreich. Nur wenige wissen, daß er dort lebt. Er nährt sich und seine Familie spärlich vom Ertrage seiner Hände. Doch er ist ruhig in seinem Gott — und darum froh und vergnügt. Wer hätte nicht schon oft mit ihm tauschen mögen!

Kartoffel, rauhes Brot, Waldhütte, brave Familie, Ruhe in Gott, und Glückseligkeit!

Theophron saß vor seiner Hütte neben der treuen Gattin, die ein Kleines an ihrer Brust trug. „Seht, seht," riefen die Kinder, da sie der Hütte nahe kamen, „Vater Theophron! Hier verweilen wir noch einige Augenblicke. Vater Theophron ist so lieb und hat uns so gern. Die Geschichtchen, die er uns erzählt, sind so schön, und die Lehren, die er uns erteilt, so rührend und wahr. Vater Theophron hat uns heute gewiß auch etwas Schönes zu sagen, das wir nie vergessen werden, solange wir leben, und bewahren wollen in unseren Herzen wie einen kostbaren, goldenen Schatz."

Theophron war ein Kinderfreund. Er lächelte, als er die junge Schar seiner Hütte zueilen sah. Und das Wort des Herrn: „Lasset die Kleinen zu mir kommen!" war ihm ein heiliges.

Er segnete die Kinder, und sprach mit ihnen von der Festlichkeit des Tages, von der wichtigen Feierlichkeit in der Stadt, von der heiligen Abendandacht in der Dorfkirche. „Nun," sagte er, „nun seid ihr aufgenommen in die Christengemeine als Jünglinge und

Jungfrauen, die nun selbsthandelnd auftreten sollen, vor aller Welt zeigend, daß der Geist Gottes in ihnen wohne. Leget ab das Kindische! Bewahret aber das Kindliche. Lasset euch nie verblenden vom falschen Glanze der Welt, und haltet euch fern von den Fallstricken des Bösen. Bleibet ewig treu dem Herrn, zu dessen Kreuzesfahne ihr heute aufs neue geschworen. Ich rufe den Abendstern, der dort so lieblich funkelt, zum Zeugen auf, daß ich euch gewarnt habe in dieser heiligen Stunde!"

In diesem Augenblick stieg in einiger Entfernung aus dem Sumpfe ein bläulicher Feuerwisch empor. Die Mädchen erschraken und fragten, was dies bedeute.

„Nicht so erschreckt!" sprach Theophron. „Der fliegende Feuerwisch kann euch nichts zuleide thun, so ihr ihn nicht verfolgt mit neugierigen Blicken. Kommt, setzt euch im Kreise um mich her. Ich will euch erzählen, wie er entstanden. Die Erzählung paßt gar gut zu der Lehre, die ich euch eben gegeben, die Welt zu fliehen. Und wenn euch einst eine Versuchung lockt, so erinnert euch an den unglücklichen Jüngling der Geschichte — und die Lehre wird mit goldenen Buchstaben vor euch schweben — und die Versuchung wird von dannen fliehen!"

Jünglinge und Jungfrauen hatten sich um den edlen Mann gedrängt. Die Mutter mit dem Kleinen lächelte. Und er erzählte:

„Es war einmal ein schöner, braver Jüngling, mit Namen Alexis. Blonde Haarlocken flossen über seine Schultern herab. Blicke voll Licht und Klarheit sprühten aus seinen Augen, und zwei Wangen blühten auf seinem Antlitze, wie die schönsten roten Rosen. Er

war das Bild der Unschuld und Sittsamkeit unter allen seinen Genossen.

Alexis ruhte einmal, müde von der Arbeit des Tages, die er treulich verrichtete, beim sanften Maimondscheine unter den Ästen einer schattigen Buche im stillen Haine und — schlummerte. Sonst, wenn er schlummerte, hatte er seine Waffen, Schwert, Pfeil und Bogen, neben sich gelegt, um sich gegen den Angriff irgend eines Feindes tapfer verteidigen zu können. Diesmal aber hingen Schwert, Pfeil und Bogen fern von ihm an einem Baumast, daß er sie, wenn Gefahr drohte, nicht mehr erreichen konnte. Ach, des armen Jünglings! Die unvorsichtige Ruhe war sein Verderben.

Da fuhr eine Zauberin, als Jägerin gekleidet, auf einem Hirschgespann durch das Dickicht, der Buche nahe, unter der Alexis schlummerte.

Hier hielt sie an und betrachtete den Jüngling. Und ein wildes Feuer durchströmte ihre Adern. Und im häßlichen Gelächter that sie den Schwur: Er muß mein sein.

Sie nahm Schwert, Pfeil und Bogen vom Baumast, daß er wehrlos sei, wenn er sie verschmähen wolle, besprengte ihr höllisches Gesicht mit dem Tau der Maiglöcklein im Haine, und murmelte eine Zauberformel, worauf sie in falscher jungfräulicher Schönheit schimmerte. Dann bückte sie sich über das Antlitz des Schlummernden: Alexis, schöner Alexis, du Freude meiner Seele! Du Zierde der Jünglinge des Thales! Alexis, schöner Alexis, erwache!

So flüsterte die Jägerin, und berührte mit ihrer Gespensterhand die träumende Stirn des Jünglings.

Von der Berührung geweckt, erwachte Alexis und

wollte, wie er es sonst gewohnt war, nach den Waffen an seiner Seite greifen — aber umsonst. Er erinnerte sich, daß er nachlässig sie von sich fern aufgehängt an einem Baumaste. Die Zauberin ließ ihm nicht so viel Zeit, daß er sich erheben konnte. Bleib', lächelte sie, bleib', ich will ruhen neben dir — und dich zum Glücklichsten der Erde machen. Du sollst ein Gott werden in meinen Armen, ein Unsterblicher an meinem Herzen. Wehre dich nicht, schöner Jüngling — es ist umsonst, ich lasse dich nicht los — du mußt mein sein — es ist umsonst. Ich habe deine Waffen in meinem Wagen!

An diesem Ungestüm des höllischen Weibes, deren Schönheit der arme Jüngling anfangs für Wahrheit gehalten, erkannte er — aber, ach, zu spät, daß er in die Gewalt einer Zauberin geraten. Und in dem Augenblicke, als er mit beiden Händen über ihr Gesicht herabfuhr, und sich losmachen wollte aus ihren Armen, sah er die gräßlichen Züge ihres Mundes, und die verzehrende Feuerröte ihrer hohlen Augen, und die Wolfskrallen ihrer Hände und Füße. Fürchterliches Weib, schrie er, elendes Weib, laß mich los — und gieb mir meine Waffen wieder!

Aber das Weib, in seiner ursprünglichen Zaubergestalt, erhob ein teuflisches Gelächter, verhöhnte den Bittenden, den Verzweifelnden, bestieg ihr Hirschgespann und jagte davon über Sumpf und Moos, wohin ihr der betrogene Jüngling nicht folgen konnte, ohne zu Grunde zu gehen.

Wilde Jägerin, schrie Alexis ohne Ende, und zerraufte seine Locken, und stieß sich vor die Stirn, und raffte sich auf, und eilte ihr nach, wilde Jägerin, halt' ein und gieb mir meine Waffen wieder!

Die Zauberin hielt so lange, bis der Jüngling ihr nahe kam. Dann lachte sie gräßlicher, und verschwand im Sumpfe. Alexis rannte in der Verzweiflung vorwärts. Er sah nicht einmal das Kreuz vor sich stehen mit den goldenen Worten: Halt' ein, armer Junge, ich gebe dir andere Waffen. Laß das böse Weib, und halt' ein! Mit meinen Waffen wirst du sie besiegen, wenn sie dir wieder begegnet!

Alexis rannte fort und versank im Sumpfe, sterbend mit den Worten: Verflucht seist du, Elende! Gieb mir meine Waffen wieder! Der Mond sah ihn sterben; sein Silberglanz wurde blasser. Er trauerte um den armen Jüngling.

Seit der Zeit nun, wenn der blasse Silbermond heraufsteigt im Osten, steigt auch eine bläuliche Flamme aus dem Sumpfe. Es ist der irrende Alexis. Und die Jünglinge und Jungfrauen, die dem Irrlichte folgen, sinken hinunter in den Sumpf zum unvorsichtigen Schlumm'rer."

Jetzt hatte Theophron die Erzählung geendet. Die Jünglinge und Jungfrauen, die Neugeweihten des festlichen Tages, gerührt und erschüttert, wandten noch kein Auge von ihm. Aber die Mutter küßte lächelnd ihren weinenden Säugling, der die kühle Nachtluft empfand, und schickte sich an, das Lager zu suchen.

Ernst und feierlich stand Theophron inmitten des jugendlichen Kreises. Und in seinem Auge, das an den gestirnten Himmel sah, glänzte eine Thräne des heiligsten Abendgebetes.

Dann segnete er die andächtigen Lieben und sagte: „Kinder, flieht mir die Welt! Sie ist die schöne, falsche Zauberin, die um euere Unschuld jagt, die

euch verleitet in den grundlosen Sumpf der Sünde! Kinder, flieht mir das Irrlicht der Welt! Flieht mir die Jägerin!"

Jetzt schlummerte die Gattin und die Jugend des Dorfes. Er aber stand vor der Hütte und betete: „Heil den Ruhenden da drinnen! Friede und Segen unseren Hütten!"

Und das Irrlicht verschwand.

Der Eintritt ins Geschäftsleben.

Julius hatte die Residenz verlassen. Seit einer Woche schon wandelte er wieder umher auf den langersehnten, heimatlichen Fluren, wo er die Blumen seiner Jugend pflückte; oder er kauerte sich auf dem grünen Rasen in der Laube des Gärtchens am mütterlichen Hause, wo er dem arbeitsamen Flug seiner Bienen zuschaute, und mit seinen Kaninchen spielte. Die Zeit der akademischen Studien war verflossen. Seine Prüfungen hatte er rühmlichst bestanden. Die Aussichten in die Zukunft seines Lebens waren grün und rosenrot; denn er hatte fast schon die Gewißheit, daß ihn der Graf von S*, der Vater eines Jünglings, der an der Hochschule sein innigster Freund gewesen, aber, ach, leider schon im Grabe ruhte — zum Gerichtspfleger seiner ausgebreiteten Besitzungen ernennen werde.

„Wie," sagte er zu sich selbst, „wie soll ich die Gefühle beschreiben, die der Austritt aus jener, und der Eintritt in diese Lebensperiode in meinem Innern

erwecken? Freude und Wehmut mischen sich untereinander."

Dann dachte er in der Einsamkeit seines Gärtchens so gern an die verlebten Jugendjahre. Und seine Gedanken gingen in Worte über. „Es ist wahr," sagte er, wie ein schon begonnenes Gespräch fortsetzend, „ich habe in der Stadt viele schöne, liebliche, wahrhaft himmlische Freuden genossen, die ich so gern wieder in die Gegenwart zurückrufen möchte. Ich werde traurig, wenn ich daran denke, daß ich den paradiesischen Park mit seinen romantischen Abwechslungen, den feenreichen Schloßsee mit seinen stolzen Schwänen, und das niedliche Schweizerhüttchen mit der steinernen Klause vielleicht, ach, zum letztenmal gesehen habe. Und was für ein schmerzlicher Moment war's für mich, als ich von jedem einzelnen Gegenstande, von jedem Baume, in dessen Rinde ich einen teuren Namen oder ein Denkzeichen eingegraben, von jeder Blume, die mich, wenn ich im Schatten der Akazien ruhte, mit ihrem Duft erquickt, von jedem Heimchen, das mir in der Einsamkeit meiner Betrachtungen Gesellschaft geleistet, rührenden Abschied nahm. Ich hätte schon oft für einen Augenblick, wie ich ihn damals empfunden, viele Stunden des Alltagslebens dahingegeben — aber er wurde mir nicht zu teil. Und eben, weil diese Empfindung nur so wenigen, und diesen nur so selten zu teil wird, ist man größtenteils mit dem traurigen Vorurteil befangen, als wäre sie überspannt. Ach, was könnte der Mensch sein, wenn sein Verstand nie so hartnäckig selbstsüchtig wäre, daß er die Reinheit der Phantasie, selbst der religiösen, mit Füßen trete, sondern wenn im Gegenteil der Lorbeer des Verstandes

unter den lieblichen Blumen des Gemüts brüderlich blühte. Nicht alle, denen ich dies sagen würde, könnten mich verstehen — —"

„Aber ich," lächelte die Mutter, eine edle bejahrte Frau, indem sie an der Laube, hinter der sie des Sohnes Selbstgespräch vernommen, hervortrat, und ihn auf die Stirn küßte, „ich verstehe dich ganz, du lieber Schwärmer! — Schwärmer? Nein; die Thränen, die du in meinen Augen siehst, geben dir das Zeugnis, daß ich fühle, ich habe mit diesem Worte deinen reinen Empfindungen weh gethan. Mein Sohn, bewahre diese Gefühle der Zartheit, des inneren Friedens und der vollkommensten Harmonie forthin in deinem Herzen. Sie passen in deine künftige Häuslichkeit. Wie du jetzt noch die kindlichen Freuden deiner Jugend wiederfühlst, so rein und makellos wirst du einst den stillen Frieden deines Familienlebens empfinden — und ein irdischer Himmel wartet deiner. Gott segne dich!"

Julius küßte voll Ehrfurcht und Liebe der Mutter Hand und Lippen, und lud sie freundlich ein: „Komm' mit mir hinaus in den nahen Hain, ich will dir die Stätte meiner seligsten und doch wehmütigsten Erinnerung zeigen."

Sie wandelten Arm in Arm, ohne ein Wort zu reden. Als sie die Mitte des Haines erreicht, standen sie still unter dem feierlichen Schatten dreier Buchen vor einem schwarzen Marmorstein. „Siehe," sprach der edle Sohn unter Thränen, „ich habe dies Denkmal dem jungen Grafen Theodor gesetzt, meinem zu früh verblichenen, unvergeßlichen Freunde. Er schlummert im Friedhofe der Residenzstadt. Oft hab' ich den Hügel besucht, wo er schlummert. Dort steht eine Urne,

die von meinen Thränen feucht geworden, und über die Urne breitet eine große Cypresse ihre trauernden Zweige auseinander. Die Grillen zirpen ihre Abendlieder unter den Totenblumen. Und mir war oft, als hört' ich in der Abendluft den Grabengel heraufsteigen, und unter Seufzen eine Rose brechen und eine Nachtviole. Ach, er war so gut — der liebe Theodor. Ich nannte ihn in unserer Gemütssprache Agathophilus, das heißt: Freund der Tugend — und er war es auch. Nur der Tugendhafte kann fühlen, wie er gefühlt. Wir waren von Jugend auf einander ergeben, und das Gemüt des einen sprach an das Gemüt des anderen mit Empfindungen, die nur der wahren Freundschaft entsprießen. Wir wandelten Arm in Arm durch das Heimatthal und über die Berge — nur die Stellen unserer Betrachtungen lagen und standen, wie Geschwister, vor uns, traulich und bekannt, als wenn sie verständen, was in uns jedesmal vorging."

Aber nicht lange dauerte diese Vereinigung. Da er in der üppigsten Mannesreife stand, kam der Tod in der Gestalt eines Weisen, und sagte zu ihm: Komm', Freund der Tugend, ich führe dich in das Thal der Weisheit! — Als er von mir ging, und ich weinte — da bot er mir die Hand, und sagte mit der lächelnden Miene der Freundschaft: Ich lasse dich nicht trostlos zurück! Wandle hinaus unter die Schatten der drei Buchen, die wir dem Genius unserer Liebe geweiht. Dort findest du ja meinen Namen neben dem deinen, und die Blumen und Blätter der Erinnerung an unser Bruderleben. Wandle hinaus, und tröste dich dort mit dem himmlischen Trostgedanken: Wir werden uns wiedersehen!"

Hier schwieg Julius und weinte. Die Mutter teilte seinen Schmerz während einer langen Pause. Dann aber zog sie ein Papier hervor aus den Brustfalten ihres Kleides, lächelte und sagte: „Hier, an dem Denksteine der innigsten Freundschaft, empfange die Eintrittskarte in dein zukünftiges Leben. Der gräfliche Vater deines Freundes hat mir heute morgen für dich das Dekret übersendet, das dich als Gerichtshalter bezeichnet. Fang' an mit Gott — Theodors Geist wird dich umschweben."

„Ja," entgegnete Julius tief gerührt, „ich will beginnen mit Gott — und hier, an heiliger Stätte, dem Verblichenen die Blumen des Dankes streuen. Denn er ist der Gründer meines Lebensglückes. Sterbend schon, hat er mich seinem Vater noch empfohlen."

Die Wohnung des neuen Gerichtshalters liegt einsam und einladend am Fuße des Hügels, auf dem das Stammgut des Grafen sich erhebt. Anmutig und für gemütliche Menschen besonders lieb schaut sie heraus aus einer Menge von Fruchtbäumen, die terrassenweise am Hügel sich herumziehen. Unter ihr dehnt sich ein See stundenlang in das Thal hinaus, bis er drüben an der anderen Seite an einem dunkelgrünen Kranz von Tannenwäldern, über die das ferne Gebirge bläulich emporsteigt, sich endet. Die Schwäne vom Schlosse treiben ihr munteres Wasserspiel gerade am Ufer, das der Wohnung am nächsten liegt. „Hier," sagte Julius, als er mit der Mutter das Haus betrat, „hier werd' ich recht in mir selbst leben können, sowie ich es mir von jeher gewünscht!"

Julius ließ die Mutter nicht mehr von sich. Die Klugheit, Menschenkenntnis und Erfahrung ihres hohen,

oft schwergeprüften Alters sollten als leitender Stern am Himmel seines künftigen Glückes leuchten. „Nun denn, in Gottes Namen!“ sagte der Gerichtshalter am Morgen des Tages, da er die Geschäftsführung antrat, und der Mutter aufrichtig die Hand bot mit dem Gelübde, den guten Vorsatz steter Pflichterfüllung täglich erneuern zu wollen.

„Ja, mein Sohn!“ entgegnete die fromme Frau, nahm ihr Andachtsbuch zur Hand, und las mit heller, kräftiger Stimme das Lied eines alten, christlichen Dichters:

„Das walte Gott, der helfen kann!
Mit Gott fang' ich die Arbeit an;
Mit Gott nur geht es glücklich fort;
Drum ist auch dies mein erstes Wort:
Das walte Gott!

All mein Beginnen, Thun und Werk
Erfordert Gottes Kraft und Stärk';
Schwing' dich, mein Herz, zu Gott allzeit!
Ihr Lippen sprecht mit Freudigkeit:
Das walte Gott!

Wenn Gott nicht hilft, so kann ich nichts;
Wo Gott nicht giebet, da gebricht's;
Gott giebt, und thut mir alles Gut's,
Darum so sprech' ich guten Muts:
Das walte Gott!

Will Gott was Gutes spenden mir,
So will ich dankbar sein dafür;
Auf sein Wort werf' ich aus mein Netz
Und sage bei der Arbeit stets:
Das walte Gott!

Legt er mir seinen Segen bei,
Nach seiner großen Güt' und Treu',

So g'nüge mir's für Herz und Mund;
Drum sprech' ich auch von Herzensgrund:
Das walte Gott!

Trifft mich ein Unglück — unverzagt!
Ist doch mein Werk mit Gott gewagt;
Er wird mir gnädig stehen bei;
Drum ruf' ich alle Tage neu:
Das walte Gott!

Ohn' ihn geht alles segenslos,
Sei Kunst und Wissen noch so groß.
Mit Gott nur geht es, wie es soll!
Drum sprech' ich täglich glaubensvoll:
Das walte Gott!

Teilt Gott was mit aus Gütigkeit,
So acht' ich keiner Feinde Neid;
Lass' hassen, wer's nicht lassen kann!
Ich stimme doch mit Freuden an:
Das walte Gott!

Herr, steh' mir bei mit Rat und That,
Und führe mich den schmalen Pfad!
Dein Will' allein, der heilig ist,
Regiere mich durch Jesum Christ!
Das walte Gott!"

Der Segen dieses Erstlinggebetes blieb nicht aus. Gott leitete den jungen Mann. Er verrichtete sein Amt, im Andenken an den verblichenen Freund, dessen schöne Lebensvorsätze er zu einem harmonischen Ganzen mit den seinigen verschwistert, zum Wohlgefallen Gottes, zur Zufriedenheit seines Gutsherrn, zum Wohle seiner Untergebenen, zur Freude seiner alten Mutter, und mit den Glückwünschen aller biederen, rechtschaffenen Menschen.

Besonders nahm die Familie des alten, wackeren Verwalters Gutmann herzlichen Anteil an dem Still=

leben der edlen Frau mit ihrem Sohne. Diese Familie wohnte zwei Stunden von da entfernt auf einem Gute, das einem anderen Herrn gehörte. Sie war die achtungswürdigste in der ganzen Gegend. Es herrschte in ihr so viel Gottesfurcht, daß jeder Tugendhafte angezogen, jeder Gewissenlose aber zurückgeschreckt wurde, ihrem Kreise sich zuzugesellen. — Und dabei blickte aus all ihren Handlungen so viel Natürlichkeit, so viel Gemütlichkeit, daß ein schweres Herz auf einmal leicht wurde, wenn es sich in dieser Familiensphäre befand.

Auf den jungen Gerichtshalter hatten diese braven Leutchen einen besonders guten Eindruck gemacht. Und nach einem Besuche, den er mit der lieben Mutter dem Verwalter und seiner Familie abgestattet, äußerte er sich: „Mein Inneres ist noch so voll von dem, was ich dort empfunden, daß ich seitdem auf meinen Spaziergängen mit jeder Blume auf der Wiese, mit jeder Nachtigall an der Waldquelle so gern davon reden möchte. Die frommen Gespräche eines wahren Familienhauptes — sind sie nicht Wohlduft und Segen verbreitend, wie die Blumen der Wiese, wenn der Tau des Himmels sie tränkt? Und das Gebet gut erzogener Kinder am Morgen und am Abend — ist es nicht wie der Gesang der Nachtigall, die täglich in neuen Weisen den Schöpfer lobt?"

„Ja, mein lieber Julius," fiel die Mutter in des Sohnes Rede, „und wie glücklich ist der Jüngling, der den Eintritt in eine gute Familie gefunden! — Seine rechtlichen Grundsätze erhalten eine unerschütterliche Festigkeit bei den Machtworten eines erfahrenen Familienvaters. Der Hang zur Häuslichkeit wird in ihm rege bei dem Anblick einer emsig waltenden Haus-

mutter. Und das erwachende Gefühl der Freundschaft und Liebe erhält seine Lichtseite durch den Umgang mit wohlerzogenen Söhnen und Töchtern. O, wie glücklich ist der Jüngling, der den Eintritt in eine gute Familie gefunden!"

Und über eine Weile sprach die Mutter liebevoll und feierlich: „Mein Julius, da dich die Anstellung als Gerichtshalter zum selbständigen Manne gemacht und in den Stand gesetzt, eine Familie redlich und ohne ängstliche Sorgen für die Zukunft ernähren zu können, so wünsche ich, deine alte, erfahrene, für dein Wohl so sehr besorgte Mutter, du mögest recht bald ein stilles, sittsames, bescheidenes Mädchen zur Lebensgenossin und zur Lenkerin deiner neuen Hausgeschäfte erwählen. So viele duftende Rosen stehen am Lebenspfade! Du darfst dir eine davon nur mit Klugheit, redlichem Sinn und Neigung pflücken, um gegen Gott dereinst von Dank entbrennen, und mit den Tagen deiner Zukunft aufrichtig zufrieden sein zu können!"

Julius küßte ehrerbietig die Hand der Mutter, blickte vertrauensvoll zu ihr auf und entgegnete: „Mutter, wähle für deinen Sohn! Ich müßte dich nicht kennen, wenn du nicht die Blume meintest, deren zarter Duft mich bereits angezogen."

„Ja," lächelte die Mutter, „ich kenne eine solche duftende Rose, ein bescheidenes Veilchen, eine blühende Lilie. Sie ist eine Wunderblume; denn sie hält die schönen Eigenschaften alle in sich vereint. Du kennst sie auch, mein Julius. Ist es nicht des Verwalters liebliche Tochter, die gute Wilhelmine?"

Ein offener, gerader Blick des Sohnes, ein fester

Händedruck sagte der Mutter: „Ja, sie ist es!" Und es war genug.

Am Morgen, tags darauf, trat die Mutter vor den Sohn mit den Worten: „Ich fahre hinüber zu den Nachbarsleuten. Mutterherzen verstehen am besten, für die lieben Söhne ein Wunderblümchen zu pflücken. Du wirst nach Mittag, wenn deine Geschäfte beendet sind, mir hinüberfolgen. Dann aber leg' ich das Wunderblümchen an deine Brust, an der es nie verwelken, die ewig dafür schlagen wird."

O treue Mutterherzen! Von der Wiege treu bis zur Mannesreife, von der Mannesreife bis zum Greisenalter — und über das Grab hinaus! Wer für euch keinen Dank in der Brust trägt, der versündigt sich selbst an Gott, dessen ewiger Wille es ist, daß in dem Heere seiner göttlichen Eigenschaften auch die „vollkommenste Mütterlichkeit" angebetet werde.

Es war ein lieblicher Herbstnachmittag, da Julius sich bereit machte auf den Weg zu den lieben Nachbarsleuten. Der Nebel hatte sich in die Niederungen des Sees gezogen. Die Partie aber nach den Wäldern hin war frei, und von den wohlthuenden Strahlen der Sonne beschienen.

Zuerst trat er ins Gärtchen, um sich die Blume des Herbstes zu pflücken, die seit gestern aus der Knospe getreten. Es ist die Aster; die Blume, die uns an die Gestirne der Seligkeit mahnt, deren Namen sie trägt. „O, wie schön," sagte Julius, „wie schön bist du, wenn die Fluren zu verblühen beginnen, wenn Kraniche über die Berge ziehen, und die Knaben auf abgemähtem Anger ihre Drachen im Herbstwinde fliegen lassen. Wenn das Leben des Diesseits seinem Graben

zuwankt — dann mahnst du so erquickend an ein schöneres Leben des Jenseits."

Noch blühten die Überreste der üppigen Sommerschöpfung, Reseden, Levkojen, Rosen und Lilien. Er pflückte, was noch jugendliche Frische atmete, und band es in einen Strauß; in die Mitte und über alles vorragend einen dunkelgrünen Myrtenzweig. „O ihr zarten Kinder der duftenden Natur!" seufzte Julius, „ihr seid so schön! Warum fleht ihr denn nicht hinauf an den Himmel, daß euch der Ewige auch eine Seele gäbe, um ihm dafür danken zu können, daß er euch so schön gemacht? — Ich aber habe eine Seele — und danke dem Ewigen!"

Einsam wanderte er jetzt durch das Thal und über die Hügel. Oft blieb er stehen, um das Bild des Herbstes recht zu beschauen — das Bild von dem Herbste des menschlichen Lebens. Auf den Stoppelfeldern sammelten sich scharenweise zum Fortzug die Sängerinnen des Frühlings, die das Erwachen der Natur, und die Güte Gottes am frühesten in den höchsten Lüften verkünden. Sie ziehen dahin, wo der Frühling neu erscheint.

„Wer hinziehen könnte zum ewigen Frühlinge! Doch, bei dem das Herz rein und edel — da blüht ein ewiger Frühling!"

Dies war ein Gedanke, der den wandernden Julius so lange und einzig beschäftigte, daß er nicht bemerkte, er stehe am Fuße des Hügels, auf dem die Wohnung des Verwalters sich befindet. Jetzt trat ein anderer Gedanke vor ihn, der Gedanke an den wichtigen Augenblick, dem er entgegenschritt. Er kniete nieder, und sprach in aller Kindlichkeit ein kurzes Gebet

zu dem allmächtigen, väterlichen Lenker seiner Tage. Dann bestieg er heiter und wohlgemut den Hügel.

Oben angekommen, reinigte er sich eilends von den Herbstfäden, die wie seidene Schnüre in der Luft herumflatterten — trat in den Hofraum, und zog die große Glocke.

Die Thür wurde sogleich geöffnet, und ein Knabe, der jüngste Sohn des Verwalters, der immer Mühe hatte, einen großen Hühnerhund hinter sich abzuwehren, begrüßte den eintretenden Gerichtshalter.

„Das ist schön!" rief er, „das ist schön! O, kommen Sie doch geschwind! Sie werden schon lange erwartet mit Freude und Sehnsucht!"

Julius trat in das Zimmer, verneigte sich vor den Versammelten, grüßte den Verwalter, der ihm zu einem deutschen Händedruck entgegenkam, mit aller Herzlichkeit, und eilte dann auf die Mutter zu, einen fragenden Blick in ihr Auge richtend. Lächelnd nickte sie mit dem Haupte, als ob sie sagen wollte: „Das Wunderblümchen ist für dich gepflückt! Du darfst es wagen, es an dein Herz und in dein Haus zu nehmen, damit es den köstlichen Duft seines reinsten Blütenkelches nur für dich ausatme und für die Zukunft deines Lebens!"

Der Sohn verstand, und in jugendlicher, fester Männlichkeit näherte er sich der sanften, bescheidenen Wilhelmine, die zwischen Vater und Mutter am Fenster stand. Er überreichte ihr den Blumenstrauß. „Nehmen Sie mit der Gabe auch den Geber, liebes Fräulein." Dies waren die wenigen Worte, mit denen auch alles gesagt und gethan war für eine freundlich lächelnde Zukunft. Fräulein Wilhelmine nahm die

Gabe — dies war ja das Zeichen, daß auch der Geber ihr willkommen sei. Eine Thräne glänzte auf ihrer rosigen Wange. Ein feuchter Blick stiller Freude und reinsten Dankes suchte, durchs Fenster hindurch, den blauen Himmel, aus dem Gott mit seinen Engeln und Heiligen herniederschaute. Diese Thräne, dieser Blick waren das erste Siegel auf den himmlischen Bund, der in diesem Augenblick, fast ohne Worte, nur mit Zeichen und Empfindungen für immer geschlossen wurde.

Die Feierlichkeit dieser Minuten, während welcher Eltern und Geschwister, wie Mitbetende in einer heiligen Andachtshalle sich fühlten, ging nun allmählich in die herzlichste Fröhlichkeit über. Der Verwalter kredenzte den Wein wie ein junger Ganymed. Mitten in der Freude aber nahm er auf einmal das Hauskäpplein, das er, um den bloßen Scheitel vor Zugluft zu bewahren, auf dem Kopfe trug, eilends herab, und betete ernst wie ein Patriarch, der seine Kinder segnet:

„Solang, mein Sohn, dein Haus
Wird auf dem Boden stehen,
Soll Gottesfurcht und Treu'
Darin im Schwange gehen,
Wenn es des Morgens früh
Der Sonne Strahl begrüßt,
Und wenn in tiefer Nacht
Man seine Thüren schließt

Gesegnet sei der Mann,
Der Gott darinnen dienet!
Sein Weib müßt' immer sein
Ein Weinstock, der dort grünet!

Ein jedes Menschenkind,
Das dort geboren wird,
Das nimm in deinen Schutz,
Herr Jesu, treuer Hirt!

Vor Blitz und Feuersglut
Wollst du dies Haus bewahren,
Vor Sturm und Wasserflut
Und anderlei Gefahren.
Ja, wenn ein Christ darin
Beschließet seinen Lauf,
So nimm ihn seliglich
In deine Wohnung auf!"

„Amen!" schloß die Gesellschaft das Gebet des Vaters. Und der Abend brachte in dem sanften Rot der untergegangenen Sonne aus der westlichen Höhe herab ein himmlisches Amen.

Bald stieg östlich der Vollmond herauf. Und Julius äußerte den Wunsch, er möchte noch in dieser festlichen Stunde die Freude und das Glück des heutigen Tages dem Geiste seines verblichenen Freundes mitteilen.

Dieser Wunsch wurde von allen als gerecht und heilig aufgenommen. Und niemand blieb zurück. Und alle machten sich auf den Weg, und wandelten unter den Gesprächen edler Freundschaft dem dunklen Haine zu, in dessen Mitte die drei Buchen standen mit dem marmornen Denkstein.

„Wie freundlich," flüsterte Wilhelmine am Arme des stillentzückten Julius, „wie freundlich naht die Nacht, um Erfrischung auszuschütten auf die erquickende Traube!"

Julius stand und lächelte: „Das ist ein Gedanke aus Klopstocks Ode über die Allmacht Gottes.

Es ist wohl nicht lange her, daß Sie dies herrliche Lied gelesen, liebes Fräulein?"

„Wenn ich," entgegnete Wilhelmine, „abends mit der Mutter am Schloßhügel umherwandle, bet' ich diese heilige Ode jedesmal. Und nie ist meine Seele so großer und erhabener Gedanken voll, als wenn ich sie bete."

Und Julius drückte dem Fräulein vielbedeutend die Hand, als wollte er sagen: „Wie freut es mich, an der künftigen Lebensgefährtin wieder eine neue schöne Eigenschaft zu entdecken, die des religiösen Andachtsschwunges. Willkommen, willkommen in meinem Hause, christliche Sängerin!"

Bald waren die drei Buchen erreicht, unter deren feierlichen Schatten die Wandelnden stillstanden. Julius grub in einen der Baumstämme den Namen seiner Erkorenen ein. Dann nahm er das Wort, und sprach mit feierlicher Stimme: „Hier ist die Stätte, der Freundschaft und Liebe geweiht. Kein Ort ist geeigneter zum heiligen Moment der Verlobung. Eltern, legt die Hände euerer Kinder ineinander zu einem ewigtreuen, unzertrennlichen Verbande!"

Die Eltern des Fräuleins und die Mutter des Jünglings traten heran, und legten schluchzend und still betend und feierlich segnend die Hände ihrer Kinder ineinander.

Unter Thränen kehrte sich Julius zum schwarzen Marmor, und redete mit dem Geiste seines verblichenen Freundes: „Du Verklärter, der du in den himmlischen Lichtregionen wandelst, dem ich mein irdisches Glück, die Veredlung meiner Seele, die Vervollkommnung meines Geistes durch die Verschwisterung mit deiner

Freundschaft von Jugend auf verdanke, blick' hernieder in diesem heiligen Augenblick, und bring' uns den Segen, den du am Throne Gottes erflehst für unser ganzes Leben!"

Ein geheimnisvolles Säuseln rührte sich in den Blättern der Buchen. Himmlische Tauperlen senkten sich hernieder, und belebten die Nachtviolen am schwarzen Denkstein, und den dunklen Rosmarin, daß ein erquickender Duft vom Hügel hinauswehte in die Gruppe der andächtig Betenden.

Schweigsam, nur mit dem Händedruck innigsten Verbandes schieden Mutter und Sohn von der Familie, die in diesem Augenblick mit ihnen in eins verschmolzen.

Nach wenigen Tagen folgte diesem Fest ein anderes, das die jugendliche Braut mit dem jugendlichen Bräutigam verband an Gottes heiligem Altare.

Häuslicher Friede und stille Familienfreude regieren in der Wohnung des braven Gerichtshalters. Wer teilnehmen kann an seinem Glücke, ist glücklich; und doppelt glücklich, der die Wahrheit erkennt und genießt: Religion und Tugend sind die wahren Wegweiser zum Eintritt in das Geschäftsleben, die untrüglichen Ratgeber bei der Wahl eines zweiten Ichs, und die allein festen Stützen eines Gott befohlenen Hauswesens.

Der Tag „Allerseelen“.

Acht Tage lang lag ein düsterer, dichter Nebel über dem Herbstgelände. Während dieser Zeit hatt' ich mich innerhalb meines Zimmers unausgesetzt mit ernsten Studien beschäftigt. Denn von jeher war es mir eigentümlich und lieb, mich an Winzer und Gärtner anzuschließen, welches Volk um diese Zeit seine Lese hält, und das ich auch, wenn es idyllisch gut erzogen ist, samt den Fischern und Hirten, vielen anderen Menschenklassen vorziehe, obwohl dieser Vorzug eigennützig erscheinen mag, weil die Lese meiner Geistes- und Gemütsschöpfungen mit der Wein- und Obstlese nicht nur allein zusammenläuft, sondern weil ich sogar von diesen beiden letzteren, was sich in poetische Hülle zwanglos kleiden läßt, in meine erste gern übertrage.

Welche Veränderung hatte seit meinem letzten Lustwandeln der graue Frost allenthalben hervorgebracht! Und doch ist mir das Wohlgefühl unvergeßlich, das ich empfand in der kalten Morgenstunde des „Allerseelen“-Tages, der bei dem klarsten Himmel vom Osten herauf seinen festlich geschmückten Herold, die purpurgoldene Morgenröte, nach vielen Tagen melancholischer Schwermut, endlich wieder mit einer Freundlichkeit vor sich herschickte, die an die Frühstunden jugendlicher Sommertage erinnern sollte.

Ich eilte durch das Dorf, dessen Bewohner noch größtenteils entweder in festem Schlafe, oder in wohl-

und wehlthuenden Morgenträumen gefangen lagen. Ich hatte mir von jeher Mühe gegeben, die Leute des Dorfes in religiös=moralischer, politischer und physischer Beziehung genau kennen zu lernen, und zu ihrem Wohle in dieser dreifachen Gestaltung, durch deren einfache Vollkommenheit die menschliche Existenz erst ihren wahren Wert empfängt, das Meinige nach Kräften beizutragen. Und warum sollt' ich das nicht thun? Hab' ich vielleicht kein Recht dazu, weil mir die Weihe fehlt und der schwarze Rock? Oder mangelt mir wohl gar der Beruf? Bin ich nicht ihr Richter? Und ist das nicht Beruf genug? Freilich meint eine große Anzahl jener Männer, denen das Gesetz in die Hände gegeben, damit zu schalten und zu walten nach gemeinnützigem Bedarf, es sei genug gethan, wenn sie in rauchiger Gerichtskammer ein paar Dutzendmal die geduldige Feder spitzen — zu etlichen Buchstaben, aus denen ein der Form nach ganz genaues, dem Wesen nach aber sehr oberflächliches Urteil unter stundenlangen Geburtsschmerzen übler Laune und peinlichen Verdrusses endlich hervor sich windet. Nein, diese Meinung ist nicht gut, und läßt eine gewaltige Lücke auf dem Blatte des großen Buches, in das der Richter über alle, der Allgewaltige über den Sternen, die Thaten seiner Richter auf Erden, wie die Thaten aller Menschen aufzeichnet, nicht mit trockenen Formen, sondern mit unbestechlichem, allwissendem Gerechtigkeitsgeiste. Ja, das ist es eben, der Geist der Gerechtigkeit, der das Gesetz geben, und die Richter in Ausübung des Gesetzes bestimmen muß. Der Buchstabe tötet, nur der Geist giebt Leben! sagt einer der größten britischen Insulaner, und

lange vor ihm, der Größte unter den Aposteln des Herrn. Es ist aber nur Ein Geist, der alles durchdringen, weihen und heiligen muß, der Geist der Wahrheit. Und wer sich noch nicht durchdrungen fühlt von diesem Geiste, der ist auch noch nicht vorgerückt zur Anschauung und Verwirklichung der Wesenheit in allen Dingen, die den Menschen gegeben sind zu ihrem Heile. Er tummelt sich herum unter einem Schwarm von leblosen Formen, und wirft diese hinaus unters Volk, das sie aufzuheben, und als tote Hausgötter heimzutragen gezwungen, dennoch dieselben aus Furcht vor den blöckenden Zähnen voll Gift und Feuer wieder fallen läßt und flieht; da es im Gegenteil lebende, freundliche Gestalten, in denen der Geist wohnt, ewig beherbergen würde in den ländlichen Gemächern des Friedens und der Eintracht. Daß dieses letztere bewerkstelligt werde, gab ich mir bisher, und gebe mir forthin die größte Mühe. Und es ist die Gedankenreihe, in der ich mich während des Fortwandelns durch das Dorf freiwillig verloren hatte, nichts anderes, als eine Rechtfertigung dieser meiner richterlichen Handlung.

Endlich stand ich vor dem letzten Häuschen des Dorfes still. Denn hier konnt' ich nicht weiter gehen. Das Mitleid hielt mich fest, und die Erinnerung, daß ich erst vor wenigen Tagen hier gestanden, die Leiche des armen Pankraz, der nur wenige Jahre mit seinem braven Weibe da innen leben durfte, zum Friedhofe zu begleiten. Ich brauche nicht zu sagen, warum ich nicht Anstand nahm, die Leiche des armen Pankraz zur Erde zu begleiten. Das Obengesagte ist die Erläuterung für alle zukünftige Äußerung der Mensch=

lichkeit, der ich, meinen Grundsätzen gemäß, nicht widerstehen durfte, noch weniger konnte. — Der arme Pankraz war mir lieb gewesen, denn ich konnte von ihm sagen: Er galt als ein Muster in der Gemeinde. Doch ihm ist wohl. Er ruht im Frieden. Aber die arme, verlassene Witwe? Horch'! Sie rührt sich schon in der Stube! Sie bedurfte wohl der Ruhe, und hat keine Ruhe! Ach, der Pankraz, der zu früh verlebte Pankraz hat all ihre Ruhe mit hinübergenommen!

Es war nicht der Drang der Neugierde, nein, der des Mitleids war es, der mein Ohr an einen der noch geschlossenen Fensterläden hinanzog. Auch das Knäblein, ihr einziges Kind, ihre einzige Freude, ihre einzige Hoffnung auf künftigen Trost, war schon erwacht. „Schweig' noch, Hardli, ruh' noch," hört' ich die Mutter sagen. „Draußen ist's kalt, und auch die Stube ist noch nicht warm genug für das Büblein. Leg' dich 'nüber mit dem Kopf an die Wand, Hardli, und laß dir die Engelein erscheinen. 's ist heut' „Allerseelen", Kind, da wandeln sie gern auf dem Friedhof, und suchen ihre Brüderchen und Schwesterchen heim, die guten folgsamen Kinder, die in den Gräblein liegen. Und wenn Hardli brav und der Mutter folgt, kommt gewiß ein Engelein vor sein Bett; 's ist ja nicht weit her vom Kirchhof — und die Engelein wissen's gleich, und finden gar leicht die Kammer, wo ein folgsames Büblein schlummert! Hei ja, Hardli! So! Mutter wacht schon für dich! Mutter wird dich schon wecken, wenn wir den Vater b'suchen!"

Ich hörte kein Wort vom kleinen Leonhard. Aber mir war, als seh' ich ihn lächeln in heiterer Unschuld

und ein leises Geräusch gab mir zu erkennen, daß er das Köpflein an die Wand gelegt. Einige Minuten lang war's still in der Kammer — und ich meinte, die arme Witwe habe sich in der Küche draußen etwas zu schaffen gemacht. Ich wollte gehen — da blitzte durch den Ladenriß ein hellerer Lichtstrahl. Das Weib hatte die Öllampe auf das Gesims gestellt, und betete mit vernehmlicher Stimme aus einem Gesangbuch ein tröstliches Lied. Ich erkannte es sogleich als eines von denen, die vor mehr als hundert Jahren der geistvolle Sänger und Kapellmeister Johann Christian Frauenholtz von Straßburg in einer Sammlung geistlicher Poesien veröffentlichte. Es ist wert, daß es hier ein Plätzchen finde, und manche bedrängte Seele wird sich daran laben.

„Nur Geduld, Geduld, mein Herz!
Stille doch dein Klagen!
Willst du denn in Angst und Schmerz
Als ein Christ verzagen?
Nur Geduld, es währt nicht lang;
Bleibe Gott ergeben!
Der bethränte Leidensgang
Führt ins ew'ge Leben.

Nur Geduld! Es wechseln ab
Leiden und auch Freuden.
Alles geht zuletzt ins Grab,
Also auch dein Leiden.
Auf den stärksten Wolkenguß
Glänzt ein Regenbogen;
Wenn dein Herz auch weinen muß
Bleibt dir Gott gewogen.

Nur Geduld! Der bitt're Wein
Stärket auch die Kranken.

Laß das Kreuz dir bitter sein:
Gott setzt ihm die Schranken.
Wenn dich Jesu Linke schlägt,
Nimm es an mit Willen,
Weil sich schon die Rechte regt,
Deine Not zu stillen.

Nur Geduld! Wenn deine Saat
Thränend wird gesäet!
Gott, dein Vater, weiß schon Rat
Daß sie wohl aufgehet.
Ja, du wirst zur Erntezeit
Freudengarben binden;
Dann wird all dein Herzeleid
Wunderschnell verschwinden.

Nur Geduld! Auf Sturm und Nacht
Folget sanfte Stille,
Die den Himmel heiter macht,
Wenn es Gottes Wille.
Schwankt dein Schifflein immerfort
Durch empörte Fluten:
Jesus führt es doch zum Port
Wider dein Vermuten.

Nur Geduld, Geduld, mein Herz,
Endlich folgen Kronen.
Jesus will dich nach dem Schmerz
Dort damit belohnen.
Endlich bricht der Tod herein,
Und heißt dich abscheiden:
Da gehst du aus Kreuz und Pein
Zu den Himmelsfreuden."

Das Lied war zu Ende — und ich konnte der armen Witwe nicht mehr entkommen. Allein, wenn ich mich selbst recht fragte, so wollte ich nicht, und hatte auch keinen Grund, mich vor ihr zu verbergen. Denn ich konnte die Verlassene grüßen, und der Gruß

eines Amtmannes an eine Witwe soll nie weniger bedeuten, als: ich will soviel als möglich beitragen, durch meine und anderer Teilnahme dein Elend zu vermindern, und die Last dir zu erleichtern.

Sie warf den Laden heraus, und sah mich vor dem Hause stehen. Allein sie verhoffte nicht, wie es manchem geschieht, der plötzlich den Ortsrichter vor sich stehen sieht; denn sie hatte ein gutes Gewissen und nichts zu fürchten. „Gott zum Gruß, Herr Amtmann!" sagte sie, und schob den Riegel vor den Laden.

Einen schöneren und kräftigeren Gruß kann es nicht geben, dacht' ich bei mir: Gott selbst zum Gruß! In der frühesten Stunde des Tages! Von einer Witwe empfangen, deren Tugend und frommer Sinn bei Gott obenan steht! Das ist die beste Würze für den ganzen Tag. Und ich erwiderte mit aufrichtiger Herzlichkeit: „Dank Gott, Christine! Gott wird's lohnen!" — „Aber," setzt' ich hinzu, „Euere Augen sind rot! Ihr habt geweint!"

„'s ist heut' „Allerseelen", Herr!" war ihre Antwort, „da giebt's noch viele Thränen außer den meinen! Gott wird sie alle zählen!"

Ich war ungemein ergriffen von der Teilnahme, die das junge Weib bei ihren eigenen drückenden Leiden allen ihren Mitmenschen zollte, denen das nun bald emporsteigende Tagesgestirn, so freundlich es sich zu zeigen versprach, dennoch für heute Stunden der Wehmut und Trauer bringen werde. Ich hatte Mühe, die Thränen zurückzuhalten, und damit dies leichter geschehe, nahm ich das Taschentuch hervor, und fuhr übers Gesicht, als ob ich den Herbstduft von den Augenlidern wischen wollte. Dabei geriet ich in der

Tasche auf ein mürbes Anisbrot, das mir gestern beim Vesperthee in * übriggeblieben, und schon damals seine Bestimmung im voraus erhalten hatte.

„Gebt das dem Hardli, wenn er erwacht!“ sagt' ich, und bot das Laiblein durch das Fenster. Mit wehmütigem Lächeln nahm's die Witwe, und legte es auf das Bett des Knaben.

„Ich höre noch eine Stimme? Innen im zweiten Kämmerlein?“ fragte ich nach einer Weile, und horchte auf die zitternden Töne freudiger Ergebenheit und kindlicher Sehnsucht, die sich in den ersten Worten des Liedes ausdrückten:

„Dort über jenen Sternen,
Dort ist ein schönes Land
Mit seinen weiten Fernen
Dem Glauben wohlbekannt“ u. s. w.

„Es ist die blinde Anna!“ sagte Christine, „die fromme Mutter meines verstorbenen Pankraz, die gute Ahnfrau meines Hardli. Bald wird sie da sein, um den Knaben zu segnen, wenn er erwacht. Hardli wird das süße Brot mit ihr teilen, das Geschenk des edlen Herrn.“

Sie hatte dies kaum gesagt, da öffnete sich die Thür der Nebenkammer, und die blinde Anna wankte heraus, mit einem Krückenstabe rechts und links den Weg zu dem Bettstättlein des schlummernden Knaben suchend. Und als sie auf dem Stuhle nebenan saß, da murmelte sie lächelnd und betend im Liede weiter:

„Kein Mensch hat rechte Worte,
Damit er's schildern kann;
Doch zieht's von jedem Orte
Dich wunderbar hinan“ u. s. w.

„Heute ist sie neunzig Jahre voll!“ sagte Christine zu mir mit leiser Stimme. „Auf diesen Tag freute sie sich schon lange her, und seit acht Tagen singt sie kein anderes Lied, als: Dort über jenen Sternen, dort ist ein schönes Land! Sie meint, ja sie ist überzeugt, heute noch dies schöne Land betreten, und was ihr über alles geht, sehen zu dürfen. Ach, wenn es Gott wirklich so fügte — wenn die blinde Anna den Tag „Allerseelen“ drüben feierte — sie hat mein Leiden zur Hälfte mitgetragen — dann drückt mich die ganze Last — und ich fürchte, ich bin zu schwach für eine solche Schwere.“

„Gott wird Euch nicht verlassen!“ entgegnete ich, und bot der Weinenden die Hand zum Fenster hinein, „nein, Gott verläßt Euch nicht. Eine mitleidsvolle, unbekannte Seele hat eine Gabe für Euch bei mir niedergelegt. Wollt Ihr's zur Mittagsstunde holen, Christine? Nehmt auch den Hardli mit und die Ahnfrau, 's giebt eine warme Suppe für alle drei!“

Die Witwe lächelte. „Ich meine, Herr, die mitleidsvolle, unbekannte Seele schaut aus Eueren Augen heraus. Gott's Lohn, und mein Gebet — —“

Ich war hinweggegangen — um das eine Eck des Hauses herum. Ich wollte fort — und blieb doch wieder stehen. Die Scene im Kämmerlein der Armut hatte mich zu sehr gefesselt, und es trieb mich um so eiliger wieder an das Fenster, als ich beim ersten Klang der Frühbetglocke, der jetzt vom Kirchturm durch die reine Luft hinschwirrte, die Stimme des Knäbleins aus dem Bette hörte. Hardli schlummerte noch halb, und halb war er dem Erwachen nahe. Der Glockenton schlug an sein Ohr. „Soll ich kom-

men, Mütterlein? Es läutet schon! Und die Engelein sind fort mit dem Vater! Dort ziehen sie noch hoch in der Luft! Ich darf bald nachkommen, sagten sie. Soll ich kommen? Es läutet schon!"

„Der Knabe hat süß geträumt!" sagte Christine mit Thränen, die nicht weh thaten, weil ein mütterliches Lächeln sich unter sie gesellt. „Liebe Ahnfrau, wendet, wenn er erwacht, seine Erstlingsgedanken noch auf den Gegenstand seines süßen Traumes."

Die blinde Anna verstand den Wink. Und als Hardli die Augen rieb, gab sie das Schlagwort.

Da erhob der Knabe die Händlein, und betete in kindlicher Einfalt, die dem Herrn gefällt:

„Schutzengelein mein,
Laß mich dir empfohlen sein;
Bitt' ich dich,
Du wollest mich
Treulich pflegen,
Bis daß ich komm' zu dir
Ins ewige Leben! Amen."

„Hat Väterlein dies da gelassen?" fragte der Knabe, als er das Süßbrot über dem Bette liegen sah. „Ach, warum ist er nicht selbst geblieben? Aber komm' nur mit, Mütterlein! Ich will ihn schon wieder finden."

„Die blinde Anna wird ihn vor dir sehen, Hardli!" sagte die Ahnfrau, mit einem Lächeln, wie es nur den Blinden eigen ist, um die Empfindung ihres Innern recht deutlich auf den Lippen sehen zu lassen, weil ihre Augen nichtssagend sind. „Die blinde Anna," fuhr sie fort, „wird den Vater schön grüßen von seinem Hardli, und ihm sagen, daß — —"

Ein Jagdhund bellte mich an, daß ich mich nicht mehr länger verborgen halten konnte, um so weniger, da der Eigentümer des Hundes, der Jäger von * hier vorüber mußte, um auf den Weg nach der nahen Waldschlucht zu gelangen.

Ich wandelte hinter den Gärten des Dorfes hin. Hier sah ich die Hinfälligkeit nicht im Bilde, sondern in ihrer traurigsten Wirklichkeit. Überall bunte Farben auf den Häuptern der Bäume, von denen ein scharfstreichender Nordost die Blätter schüttelte, und eben so buntfarbig am Boden zerstreute. Die großen Linden am Wege, unter denen ich dahinwandelte, waren schon gänzlich ihres sommerlichen Schmuckes beraubt, und schauerlich rauschte das dürre Laub unter meinen Füßen. Wie viel süßer war das Geräusch über meinem Haupte, wenn ich zur heißen Blütezeit im kühlen Schatten lag unter der grünen Dachung der ehrwürdigen Ahnenbäume, und die Bienen, das emsige Völklein, zu vielen Tausenden umhersummten, den Honig der Blüten zu sammeln und heimzutragen. Und doch, wer wollte am „Allerseelen"-Tage das Vernehmen des Rauschens dürrer abgefallener Blätter vertauschen mit dem Gesumme der Bienen, das zu anderer Zeit das Ohr des Empfindsamen so vollkommen ergötzt?

Auch die Walnußbäume und der hohe Kirschbaum im Garten meines Freundes standen blätterleer. Sollte der herrliche Flor der Georginen? — Ich neigte mich über den Hagedorn, um zu sehen — ach, er ist dahin — der unbarmherzige Frost der ersten Novembernacht — keine Blume ist mehr zu erkennen, weder an der Farbe, noch an dem Baue der vielfachen Blätter.

Was noch vor wenigen Tagen die wundervollste Blütenpracht zu nennen war — das ist jetzt ein schwarzes Leichentuch, vom Frost gewoben aus schmutzigen Blättern und verweichten Blumenstengeln, unter denen die feinsten Blütenkeime für die Zukunft verborgen liegen. Welch eine Wahrheit für den „Allerseelen"-Tag! Verwelken und Keimen! Sterben und Wiederleben! Und welch ein herrlicher Vorzug für den Menschen, für das edelste Geschöpf des Schöpfers! Sterben — und in unendlich besseren Regionen ewig wiederleben!

Unter diesen und vielen anderen hierher bezüglichen Gedanken war ich hinter den Gärten hingegangen, und kam auf die Hauptstraße, wo ich die freie Aussicht gegen Osten gewann. Die Sonne war nun in all ihrer herbstlichen Pracht heraufgestiegen, und zwang den schneeigen Frost auf den Wintersaaten, daß er sich in Millionen und Millionen smaragdschimmernde Tauperlein verwandelte. Ich war verloren im Anschauen dieser neuen Schönheit — und das Hinblicken auf das frische Grün über den Hügeln und durch die runde Ebene that dem Auge, das seit vielen düsteren Tagen nur ein paar weißgetünchte Zimmerwände vor sich hatte, recht herzlich wohl.

Der Duft meiner Cigarre, die ich mir in der kühlen Herbstmorgenstunde kaum versagen kann, hatte, ohne daß ich es merkte, einen Wanderer in meine Nähe gelockt.

„Darf ich mir die Freiheit nehmen, Sie zu bitten?" war seine Anrede, und dabei machte er eine äußerst anständige Bewegung, um zu erkennen zu geben, daß er seine Havanna an meiner Dorfcigarre . . . .

„O, mit vielem Vergnügen!“ gab ich zur Antwort; und in weniger als zwei Sekunden flog der angenehmste niederländische Duft über die Lippen des Fremden, der sich höflich bedankte für den kleinen Dienst, den ich ihm geleistet.

Nun erst sah ich, daß nebenan eine feine Equipage mit zwei stattlichen Rappen hielt. Er aber empfahl sich, äußerst zufrieden, wie es schien, daß er auf seine artige Frage von mir den Namen des nahen Dorfes erfahren hatte. Er ging zu Fuß, während sein Wagen mit den stolzen Pferden langsam neben ihm her sich bewegte. So hatt' ich Gelegenheit, noch einige Minuten ihm nachzusehen. Er nahm sich in der leichten Tracht eines Seemannes vortrefflich aus. Die blaue Jacke, die von seiner vollen Brust, seinen breiten Schultern und nervigen Armen vollkommen ausgefüllt wurde, der Hut mit der breiten Krempe, die mit Eifer nachlässig umgelegte schwarze Halsbinde, aus der ein schneeweißer Hemdkragen von westfälischer Leinwand hervorstach, rechts und links eine silbereingelegte Pistole im perlengestickten Gürtel, der die weite Seemannshose über den Lenden festhielt, dann der zierliche Säbel an der Seite — all dies trug der Fremde mit solch ungezwungener Zierlichkeit am regelmäßigen Körper, daß ich auf den ersten Blick die Überzeugung gewann, es könne, dieser äußeren Harmonie entsprechend, nur ein gebildeter Geist den Kopf und das Herz des Mannes regieren. Und dieser Kapitän — oder welchen Rang er begleitete — hatte mich nach dem Namen meines Dorfes gefragt. Jetzt erst kam mir's albern von mir selbst vor, daß ich mich nicht anschickte, ein Gespräch, das er zu wünschen schien . . .

Doch lassen wir ihn seines Weges ziehen. Er ist bereits samt Wagen und Pferden hinter den Holzstößen, die dort aufgerichtet stehen, verschwunden. Zieh' hin in Frieden! Glück auf die Reise!

Glück auf die Reise! Ist das nicht der beste „Allerseelen"-Tageswunsch? Jetzt, da ein stetes Wandern, Hinwegziehen, Verwelken, Scheiden, die herbstliche Natur durchschauert? Glück auf die Reise, ihr hochbeinigen Kraniche dort drüben am weidenumkränzten Weiher! Schau', sie erheben sich schon, als ob sie mich verstanden hätten, in die hohen Lüfte! Dort unten noch ein Zug! Ihr gellendes Geschrei grüßt das Land zum letztenmal. Jetzt haben sie sich vereint. Wie das flattert im himmelblauen Grunde! Ein breites, weißes Segeltuch mit grauen und schwarzen Streifen!

Glück auf die Reise, ihr Amseln und Singdrosseln im nahen Wäldchen, wo ich so gern im Schatten der Buchen euerer melodischen Sangweise lauschte. Die Tage der Lieder sind für euch vorüber.

Glück auf die Reise, Fürstensohn, der du vielleicht in diesem Augenblicke die Boten des Todes vor dein Krankenbett treten siehst, wie sie dir mit bläulichen, zitternden Lippen in die Ohren summen: Bist du bereit? — Ach, warst du die Hoffnung des Volkes, gehst du zu früh dahin, du hättest sein Stolz, sein Glück werden müssen. Doch der Fürst aller Fürsten winkt dir! Du sollst über den Sternen regieren!

Glück auf die Reise, armer Bettler, der du dich freuest, weil du fühlst, es ist der letzte Tag deiner Leiden, deines bitteren Mangels. Hast du die Not in Geduld ertragen, hast du die Last deines Elends im

Vertrauen auf den göttlichen Willen schweigsam auf dir gehabt — freue dich dann mit Recht; es ist nun bald vorüber. Dort oben hast du Überfluß? Dort ist dein Kanaan! Dort bekommst du Manna genug, und einen Trunk vom Lebensquell, daß dich nimmer hungert, daß dich nimmer dürstet! Und deine Freude wird so klar und lauter, daß du fragen mußt: Hab' ich je einmal Not gelitten?

Glück auf die Reise, Väter, Mütter, Jünglinge, Jungfrauen, Kinder! Glück auf die Reise!

Aber ich steh' an der Pforte des Friedhofes, unter den Trauerweiden der Gott geweihten Erde. Hier unter dem Schwibbogen ist der strengste Scheidepunkt zwischen Weltgetümmel und Grabesruhe. Seh' ich hinaus — dort ist alles so bewegt, so emsig, die Straße voll Wanderer zu Fuß und zu Wagen, das Dorf voll Hundegebell und Hahnengeschrei, die Giebel der Häuser voll Dampf und Rauchwirbel; da ein Bauer, der sein Joch Ochsen vor sich hertreibt, dort ein Hirtenknabe, der seine Schafherde zusammenjodelt; und oft giebt's noch andere Scenen, die den denkenden und fühlenden Geschöpfen nicht zur Ehre gereichen, Scenen des Haders und Streites, Scenen übertriebenen Mutwillens und ausgelassenen Leichtsinnes. Wend' ich mich um, und blick' ich herein auf diese Stätte — da ist alles still und lautlos. Grabsteine und Kreuze, die eine stumme Sprache untereinander führen. Nichts Lebendiges, außer der gelben Ringelblume, die dem Froste widerstand, oder der letzten Rose auf einem jungfräulichen Hügel, die, erstarrt und scheintot in den Armen der nächtlichen Kälte, nun erst von den Strahlen der Sonne, die über die Mauer blicken, den wahren Todesstoß empfängt.

Ich trete ein — doch ist der Friedhof menschenleer. Nur die Riesenhäupter der fernen Alpen, die bereits ihre winterlichen Schneekappen tragen, neigen sich über den Scheitel des Gottesackerkirchleins herein, die Scenen des „Allerseelen"-Tages in düsterer Stimmung mit anzusehen. Ich wandle mittenhin durch den Kreuzgang, an dessen Ende, der Eingangspforte gegenüber, unter rötlichen Marmorsäulen das erhabene Bildnis des göttlichen Auferstandenen schimmert. Unterdem schwirrt ein Vöglein dicht an mir vorüber. Es ist die letzte Lerche, die sich bei dem heimwehlichen Zuge ihrer Gespielen gegen Süden wohl verspätet hatte. Mit schmerzlichem Gezwitscher fliegt sie über den Kirchhof hin. Ach, der melodische Gesang, womit sie den Frühling in den himmelblauen Lüften grüßte, ist ihr nun unbekannt. Was ihrer zarten Kehle entkommt, sind Töne der Sehnsucht, mit der sie ihren dahingeschiedenen Brüdern und Schwestern in ein freundlicheres Land nachzueilen sich bemüht. Überall Wandern, Hinwegziehen, Verwelken, Scheiden, Abschiednehmen, was die herbstliche Natur durchschauert!

Gedankenschwer setzt' ich mich an einer der Marmorsäulen nieder, eine der „Allerseelen"-Tagesscenen, die mich jedesmal vor allen wehmütig freundlich anzog, abzuwarten. Und im Anblicke des erhabenen Auferstandenen sang ich für mich hin einige Strophen aus Mudres, des frommen, geistvollen Pfarrers von Mittelsaida, herrlichem Liede:

„Begnadigung, Gerechtigkeit,
Und ew'ger Hoffnung Sicherheit,
Ist durch dich, göttlich großer Held,
Ein Segen für die ganze Welt!
Gelobt seist du!

Nun fürcht' ich nicht des Leibes Tod:
Mein Heiland lebt! Gelobt sei Gott!
Die Hoffnung sel'ger Ewigkeit
Erfüllet mich mit Licht und Freud',
Und tröstet mich!

Nichts reißt mich, Herr, aus deiner Hand;
Dein Leben ist mir Unterpfand,
Daß ich, o seliger Gewinn!
Ein Kind und Erbe Gottes bin.
Des bin ich froh!

Rufst du mich dermaleinst zur Ruh',
Verklärter Welterlöser du!
So werd' ich ewig bei dir sein;
Denn Gott und Himmel sind nun mein!
Wohl mir! Preis dir!"

Ich hatte es nicht bemerkt, was unterdem um mich her vorgegangen. Es war die wehmütig-freundliche Scene, die ich erwartete. Der Friedhof hatte sich mit Menschen gefüllt. Aber man hörte kein Geräusch. Die Augenblicke waren zu heilig. Man grüßte sich mit keinem Worte. Ein stummer Blick war der lauteste Gruß. Vor mir stand ein junger Mann und bot mir die Hand. Es war Theodor, mein Freund, der eifrige Ortspfarrer. Wir wandelten durch die Grabesreihen. Hügel, Kreuze und Grabsteine waren auf einmal geschmückt mit den schönsten Blumen. Hier stand eine junge Witwe, und legte unter stillen Thränen einen Georginenstrauß auf die Erde, die ihr zweites Ich verbarg. Dort zierte unter stummen Seufzern ein Vater das Denkmal seines einzigen, hoffnungsvollen Sohnes. Hier streute ein weinender Bräutigam Vergißmeinnicht, die letzten vom Wiesenanger, und Myrten auf den frischen Hügel seiner Braut, mit der das

Glück seiner irdischen Zukunft begraben worden; dort wand eine zärtliche Mutter den dunkeln Kranz von Rosmarin um ein kleines Kreuzlein, kniete dabei nieder, und jammerte in die Tiefe: „Ich kann dich nicht vergessen, mein lieber Engel! Überall Thränen, überall Sehnen! Ach, das thut so wohl und weh!"

„Ich habe," flüsterte Theodor zu mir, „den Frost der vergangenen Nacht vorher geahnt, und bin ihm zuvorgekommen, indem ich meinen Garten des bunten Georginenschmuckes beraubte, ehe jener es thun konnte. Seit ich hier Pfarrer bin, pflanz' ich die Herbstblumen für die guten Leute, weil ich weiß, daß sie einigen Trost finden in dem stillen Geschäfte, am Morgen des „Allerseelen"-Tages die Grabstätten der Verstorbenen zieren zu können."

Wir standen vor dem Denksteine eines Mannes, der dreißig Jahre mit ununterbrochenem Eifer als Pfarrer der Segen und das Glück der Gemeinde gewesen. Ein altes Mütterlein legte eben eine weiße Rose auf den schwarzen Marmor. Sie bemerkte mein Staunen, und unter Thränen lächelnd sagte sie: „Die weiße Rose darf nie fehlen. Mein Sohn hat sie mir gestern aus der Stadt geholt von einem Gärtner, der die Blumen unter dem Glase pflegt. Nein, nein, die weiße Rose darf nie fehlen."

Beim Hinweggehen erzählte mir mein Freund, was er von dem Weiblein früher selbst erfahren; in ihrer jungfräulichen Jugend sei sie in schrecklichster Gefahr gestanden, ihre Unschuld zu verlieren. Der würdige Pfarrer aber habe keine Mühe bei Tag und Nacht gespart, sie von dem fürchterlichen Abgrunde hinwegzureißen. Und wirklich sei es ihm auch geglückt. Ihre

Dankbarkeit dürfe nie ein Ende nehmen. Und seitdem der Edle da drinnen schlummre, lege sie alljährlich am „Allerseelen"-Tage das Bild ihrer Unschuld auf seinen Hügel, die weiße Rose.

Von da hinweg lockte uns ein Gejammer an, das von der einen einsamen Seite der Friedhofmauer in schauerlichen Tönen zu unseren Ohren drang. Als wir hinkamen, sahen wir einen Mann in den besten Jahren, wie er, ein altes, rostiges Eisenkreuz mit beiden Armen umklammernd, im schrecklichsten Schmerzgefühl mit banger Verzweiflung rang, die ihm, trotz der entschiedenen Morgenfrische des „Allerseelen"-Tages, dennoch große Schweißtropfen der peinlichsten Angst und Unruhe auf die Stirn jagte. Es war der sogenannte „kalte Konrad". Er sah nicht anders aus, als ob er selbst gerade erst aus dem Grabe herausgestiegen. Die Gesichtsfarbe totenblaß; die Augen hohl; die Wangen eingefallen; der Kopf schwankend; die Hände zitternd; der ganze Körper siech. Das Bild eines Menschen, der durch die Leidenschaft des Branntweintrinkens von Jugend auf sich physisch und moralisch zu Grunde gerichtet.

Wir schauderten zusammen, und wären so gern dieser Stätte des Schreckens entflohen. Allein, da er uns erkannte, ging sein Gejammer augenblicklich in das schauerlichste Geheul über. Er mußte schon in aller Frühe einen guten Teil des giftigen Getränkes zu sich genommen haben; denn er befand sich, wie wir nun deutlich erkannten, in einem Zustande, der daran war, in den eigentlichen Säuferwahnsinn, oder in das trunkene Elend, wie man es treffend bezeichnet, überzugehen. „Ich bin verloren," schrie er, „ich bin der elendeste von

allen Menschen; ich bin kein Mensch; ich bin ein wildes Tier, das seinen Vater zerrissen. Ich hab' ihm nichts als Herzeleid und Kummer gemacht, seine Ermahnungen verspottet, seine Lehren verlacht. Er hat mich liebreich fürs Bessere zu gewinnen gesucht — ich bin kalt geblieben. Er hat mich ernstlich gewarnt — ich bin kalt geblieben. Er hat mich gezüchtigt — ich bin kalt geblieben. Er hat mir unter Thränen mein Elend, mein Verderben prophezeit — ich bin kalt geblieben. Er ist endlich verzehrt aus Kummer, und gestorben aus Herzeleid. Ich, ich hab' ihn umgebracht — und bin kalt geblieben. Man hat ihn hier begraben; ich aber begleitete nicht einmal die Leiche, sondern, in der Branntweinschenke hockend, hört' ich vom Kirchgange her das Totenlied — und bin kalt geblieben. Ich bin der kalte Konrad."

Bei diesen letzten Worten sank er gänzlich erschöpft und taumelvoll zur Erde, und lag da hilflos ausgestreckt, bis er endlich seine letzte Kraft zusammenraffte, und sich wälzend auf dem Grabe seines Vaters, mit kreischender Stimme rief: „Helfen Sie mir, Herr Pfarrer, um Gottes Barmherzigkeit willen, helfen Sie mir!"

Mein guter Theodor trat hinzu, und sprach mit strenger und dennoch sanfter Stimme: „Wie oft schon hab' ich Euch helfen wollen, Konrad — und Ihr habt mir keine Hand geboten, an der ich Euch aus dem Abgrund des Verderbens hätte herausziehen können. Für heute kann es wieder nicht sein; Ihr seid in einem Zustande, der Euere Leidenschaft mit schwarzer Höllenschrift auf Euere Stirn geschrieben. Macht Euch auf, und wanket nach Hause, und werdet nüchtern, wenn es noch möglich ist. Geht, und nehmt die Wahrheit

mit Euch: Nur wirkliche Umkehr vom Bösen zum Guten ist aufrichtige Reue. Dann endlich kommt zu mir, und ich will unter Anflehung des göttlichen Beistandes aufs neue mit Euch anfangen."

Der Totengräber in der Nähe hatte des Pfarrers Rede gehört, trat hinzu, faßte den kalten Konrad unter den Armen, und führte ihn hinweg, indem er murmelte: „Haut und Knochen! Sonst nichts mehr am ganzen Körper! Angst und Unruhe! Sonst nichts mehr in der ganzen Seele! Tod am ganzen Menschen! Da wird's mich schauern, wenn ich seine Grube grabe! Herr, erbarme dich seiner!"

Wir wandelten an der Friedhofmauer hin, bewegt und ohne Sprache. Endlich sagte Theodor, der sich immer noch mit der schauerlichen Scene beschäftigte: „Und wenn auch nur ein einziger aus meiner Gemeinde verloren ginge? . ." Eine Thräne glänzte in dem Auge des guten Pfarrers. — „Gott ist barmherzig!" erwiderte ich. „Wer kennt seine Ratschlüsse? Wer alle die Wege, auf denen er die Menschen endlich zur Erkenntnis und Besserung führt? Wir müssen das Unsrige thun — von ihm kommt der Segen!"

Wir hatten jetzt eine Stätte erreicht, an der wir der erst verlassenen vergessen konnten; und dessen war ich, besonders für meinen lieben Freund, recht herzlich froh. Wir standen vor dem Grabhügel des jüngstverstorbenen Pankraz. Die Witwe Christine kniete vor dem eichenen Kreuze, die Augen voll Thränen — aber ihr Schmerz war still und voll Ergebenheit, denn sie hatte ihn, vermittelst kräftigen Gebetes, bereits dem lebendigen Glauben an Gott, Christo und Wiedersehen unterzuordnen vermocht. Sie hatte ihr Andachtsbuch

aufgeschlagen, und wir konnten über ihren Rücken hin lesen:

„Die Hoffnung, die auf jenes Ziel
Allein gerichtet ist,
Die ist fürwahr kein Sinnenspiel;
Ihr Grund ist Jesus Christ“ u. s. w.

Nebenan saß der kleine Hardli, dem Grabe ein Blumensträußchen hinbietend. „Da nimm, lieb Väterlein! nimm!“ sagte er lächelnd, „es kommt von deinem Hardli, das dich heute morgens gesehen unter den Engeln! Magst nicht? Ei ja doch, nimm! Es sind die letzten! Bald kommt der Winter! Da giebt's nur Blümchen an unseren Fenstern, die sind kalt und frostig, und kann ich nicht pflücken! Mutter, will denn lieb Väterlein die Blumen nicht nehmen?“

Christine schaute aus dem Buche heraus, und neigte sich zu Hardli, das ängstlich fragende Kind schmerzlich lächelnd zu trösten. „Lege sie nieder, Büblein, und gieb dich zufrieden. Wir gehen dann in die Kirche. Und bis wir herauskommen, wird lieb Vater das Sträußchen schon nehmen. Ja, wenn du andächtig die Händlein aufhebst in der Kirche, und recht kindlich zum lieben Heiland betest, wird lieb Vater dir wohl was anderes auf das Grab legen, bis wir wieder herauskommen; vielleicht ein schönes Bild, oder ein Betbüchlein, das wir aufbewahren, bis du lesen kannst, Hardli!“

Das Kind war's zufrieden. O fromme Einfalt der Kinder! Du auserlesene Himmelsgabe! Wenn ihr nicht werdet wie die Kleinen, könnt ihr nicht eingehen in das Reich des Herrn.

Wir wollten die zärtliche Andacht zwischen Mutter und Kind nicht stören — und wandten uns nebenan

zur blinden Anna. „Was macht Ihr da, alte Ahnfrau?“ fragte der Pfarrer, als er sah, daß sie mit Hilfe des feinen Gefühls ihrer Finger bemüht war, eine Inschrift an einem neuen fichtenhölzernen Kreuze zu befestigen. „Ihr wißt wohl? hochwürdiger Herr!“ gab sie zur Antwort. „Ich erzählt' es Euch schon einmal, daß ich noch einen Sohn habe! Habe? Ach, mein Gott — das ist es eben, was ich bezweifle. Der Thomas ging vor zwanzig Jahren auf die See. Er war ein guter Sohn, und wollte die alte Mutter ernähren, soviel in seinen Kräften lag. Er nahm Matrosendienste — und von Zeit zu Zeit schickt' er mir Geld — ich kann's nicht anders sagen, ich durfte damals keine Not leiden — und ich dankte dem lieben Gott viel tausendmal. Seit fünf Jahren aber weiß ich nichts mehr von ihm. Der Thomas muß heimgegangen sein — vielleicht in einem Sturme — vielleicht an einer Seekrankheit — nun, bald werd' ich ihn wiedersehen. 's ist heut' „Allerseelen“! Soll ich seiner nicht gedenken? Ich hab' ihm dies Kreuz — nun, mag er auch noch leben — das christliche Zeichen ist keine Sünde — und wenn er einmal auf diesen Friedhof kommt, und sucht die Gebeine seiner Mutter auf, dann mag er hier erkennen und sich freuen, daß ich seiner nicht vergessen. Der Schullehrer hat die Inschrift — — kann man's auch lesen, Herr? Ich will, daß ein jeder es lesen könne. „Dem Andenken des braven Matrosen Thomas u. s. w.“ Nicht wahr? Gott geb' ihm die ewige Ruhe!“ Amen.

Es schlug in dem Augenblicke die Stunde zum Gottesdienste. Das Geläute vom Kirchturme und vom Friedhofkirchlein tönte einladend durch die reine Morgenluft. Theodor bot mir die Hand und ging,

während einiger einsamen Minuten zum Dienste des Herrn sich vorzubereiten. An ein Kreuz gelehnt, wartete ich, und ließ die schwarzgekleideten Leute zur Kirche eingehen.

Herzerhebend, tröstend, ermunternd und beseligend lautete die Rede, die der Pfarrer an seine Gemeinde hielt. „Der lebendige Glaube wandelt so gern umher zwischen den Gräbern unserer dahingeschiedenen Brüder und Schwestern. Der lebendige Glaube fliegt hinauf über die Sterne, und sucht unsere dahingeschiedenen Brüder und Schwestern in den verheißenen, seligen Wohnungen. Der lebendige Glaube steigt noch einmal hernieder auf die Erde, und vollendet — sein Tagewerk."

Die Sonne hat ihre herbstliche Mittagshitze fast erreicht, und ihr Strahlengeschoß die rauhe Kälte des Novembermorgens für ein paar Stunden kraftlos gemacht. Ich trat aus der Kirche, im Anblicke der vielen Gräber außen, Benjamin Schmolkes Grablied recht innig mitzufühlen, während es die Gemeinde innen, begleitet von den tiefen feierlichen Orgeltönen, also absang:

„Heute mir und morgen dir!
So hört man die Glocken klingen,
Wenn wir die Verstorb'nen hier
Auf den Gottesacker bringen;
Aus den Gräbern ruft's herfür:
Heute mir und morgen dir!

Heute rot und morgen tot!
Unser Leben eilt auf Flügeln;
Ist es nicht ein klug Gebot,
Daß wir uns an andern spiegeln?
O, solch Denken thut uns not:
Heute rot und morgen tot!

Eines folgt dem andern nach,
Wie der Wind bewegt die Wellen;
Was die Hoffnung auch versprach,
Kann sie einen Bürgen stellen?
Jeder find't sein Schlafgemach;
Eines folgt dem andern nach!

Mensch, es ist der alte Bund,
Und der Tod zählt keine Jahre;
Bist du heute auch gesund,
Dennoch denk' an deine Bahre!
Jeder sinkt einst in den Grund;
Mensch, das ist der alte Bund.

Ach, wer weiß, wie nah' mein Tod!
Ich will sterben, eh' ich sterbe;
Dann wird mir die letzte Not,
Kommt sie einst, doch nicht so herbe.
Rüste mich dazu, mein Gott!
Ach, wer weiß, wie nah' mein Tod!

Selig, wer in Christo stirbt!
Denn ihm wird der Tod zum Leben.
Der das Leben hier erwirbt,
Dem nur wird es dort gegeben.
Wer nicht lebet, der verdirbt;
Selig, wer in Christo stirbt!“

Das Lied war bereits zu Ende, als mein Blick gerade gegen den Hügel hinschweifte, unter dem der brave Pankraz begraben ruht. Der vornehme Herr, der heute morgens auf der Straße draußen seine Havanna an meiner Dorfcigarre angebrannt, stand dort, und las, wie es schien, mit vielem Interesse, die Inschrift, welche die blinde Anna vor kurzem am fichtenhölzernen Kreuze ihres totvermeinten Thomas aufgehängt. Und als er's gelesen, glänzte ein Strahl der

Freude in seinem Angesichte. Das konnt' ich alles deutlich sehen. Nun aber kam das schwarze Völklein aus der Kirche, was ihn und mich hinderte, weitere Beobachtungen anzustellen. Er trat mehr seitwärts, doch so, daß er die Stätte seines Interesses nicht aus dem Gesichte verlor. Ich aber mischte mich unter die Leidtragenden auf eine Weise, daß ich nach und nach dem bewußten Grabhügel unbemerkt nahe kommen konnte.

Nach einer Weile hatte sich auch mein Theodor wieder zu mir gesellt. Wir sprachen untereinander im Dahinwandeln manches über Leben, Leiden, Tod und Wiedersehen, und erreichten Pankrazens Grabstätte in dem Augenblicke, als die Witwe Christine, rechts den kleinen Leonhard und links die blinde Anna führend, daselbst anlangte. Das brave, trauernde Weib hatte sich, nachdem alles Volk aus der Kirche war, ein paar Minuten lang noch an den Stufen des Hochaltares recht kräftiggläubig mit dem lieben Gott unterhalten, und war demnach mit ihren Begleitern die letzte unter den Friedhofwanderern.

Hardli, am Grabe des seligen Vaters angekommen, hatte nicht sogleich Zeit, zu schauen, ob das Sträußchen, das er auf dem Hügel niedergelegt, noch da sei; denn der vornehme Seeoffizier, der seitwärts stand, hatte seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch genommen. Des Knäbleins Verwunderung teilten aber auch Erwachsene, und mancher, der dort vorbei mußte, um die Grabstätte seiner Familie zu besuchen, warf einen Blick des Staunens und der Neugierde nach der Seite hin. Denn eine solche Erscheinung war was Neues, und gehörte zu den seltensten Merkwürdigkeiten, die im Dorfe sich ereigneten. Währenddem nun Hardli den

fremden Herrn vom Kopf bis zum Fuße betrachtete, nahm ich das Sträußchen vom Hügel, und legte ein anderes drauf samt einem Bildchen, das den lieben Heiland als Knaben vorstellte. Mutter Christine verstand meinen Wink, und that ein Betbüchlein dazu. Und als Hardli den Fremden genug betrachtet, und nun das Auge herumwandte, sagte Mutter zu ihm: „Schau' doch, Hardli, schau'! Dein Sträußchen ist weg, dafür ist ein anderes da, und ein Bildchen, und ein Betbüchlein! Ei, was steht da auf dem ersten Blatte des Büchleins! Schönen Gruß meinem Hardli! Sei fromm, Hardli, und folgsam! Thu' alles, was Mütterlein dir sagt, was rechtschaffen ist vor Gottes und aller guten Menschen Augen — und du wirst Väterlein wieder sehen.“

Christine las dies dem Knaben vor mit einer Freude, die schmerzlich weinte, und mit einer Wehmut, die mütterlich lächelte. Hardli aber war kindlich gerührt, und mit feuchtem Auge schaute er in den blauen Himmel hinein, als ob er lieb Väterlein mit den freundlichen Engeln, die er im Morgentraume erblickt, weit, weit davon fliegen sehen wollte. Dann nahm er die lieben Sachen alle, und hielt sie so fest in den Händchen, daß man es ihm ansah, er lasse sich so leicht nicht mehr von ihnen trennen. O süße Täuschung! O kindliche Einfalt! Die Tage sind schön und unvergeßlich, in denen ihr die menschlichen Herzen bewohnet. Und glücklich der, der in den Jahren männlicher Reife sich und anderen gestehen darf, er habe euch beide auch einmal als Gesellschafterinnen seiner Jugend gehabt! Glücklich der, der in den Jahren männlicher Reife, wenn ihn die süße Täuschung der Kindheit längst verlassen

hat, ruhigen Gewissens sich und anderen gestehen darf, es sei ihm die kindliche Einfalt geblieben!

Der Seemann auf der Seite drüben, gerührt von obenbeschriebener Scene, die er nicht außer Augen gelassen, war einige Schritte näher getreten, und betrachtete mit unbeschreiblicher Teilnahme, die seine Blicke befeuchtete, die für sich hinsinnende blinde Anna, deren Lippen sich immer bewegten, als ob sie reden wollte. Es ist diese Gebärde den Blinden eigen; denn weil ihr Gesichtssinn, der sonst bei solchen Gelegenheiten allgemeiner Rührung und Teilnahme den inneren Sinnen das meiste beischafft, in tiefster Nacht begraben liegt, so sind sie genötigt, alles, was von außen auf sie einwirkt, unterstützt durchs feinste Gehör, im stummen Selbstgespräch, wobei ihre Empfindungen auf den Lippen sich kundbar machen, in sich aufzunehmen.

Als aber die blinde Ahnfrau die Frage des Seemanns hörte, die dieser an mich richtete: „Wer hat dem Thomas Heiderich ein Denkmal unter den Toten gesetzt?“ — da hob sie sich empor an ihrer Krücke und neigte ihr Ohr herüber, und rief mit lauter, zitternder Stimme, daß wir alle zusammenschauderten: „Wer ist der Fragende? Mir ist, als hört' ich heimatliche Töne! Töne, die ich so gern vernahm am frühen Morgen, am späten Abend! Wenn Thomas Heiderich noch kein Denkmal braucht unter den Toten — so ist die Stimme des Fragenden Thomas Heiderichs Stimme, die Stimme meines noch einzigen Sohnes!“

Der Seemann hatte nicht gewartet. Mit einem Schrei des Entzückens lag er in den Armen der alten, blinden Mutter. Mir bleibt diese Scene des Wiederfindens auf dem Friedhofe am „Allerseelen“-Tage

unvergeßlich. Welch ein Vorbild, wenn auch nur schwach, aber ahnungsvoll — welch ein Vorbild von jenem ewigen Wiedersehen!

Die Ahnfrau war zu sehr ergriffen von dem Moment des Wiederfindens, als daß sie sich noch länger aufrecht halten konnte. Christine sah es, und ließ sie sanft auf den Hügel nieder, so daß die Ohnmächtige das Haupt auf das Knie der jungen Witwe legen konnte.

Der Seemann fragte mich voll Wehmut: „Hier die Stätte meines verstorbenen Bruders? Dies Weib seine Gattin? Dieser Knabe sein Söhnlein? Ach Gott, warum hast du ihn so früh zu dir genommen?“

Anna erwachte wieder und bat, daß man sie heimführe in ihr Kämmerlein. „Ich habe den Thomas gehört und seine Hände befühlt!“ sagte sie lächelnd, „ich weiß, daß er lebt, und weiß nun auch eben so gewiß, daß er diese da nicht verlassen wird. So mag denn mein Stündlein schlagen! Dort über jenen Sternen, dort ist ein schönes Land! Es wird heute noch schlagen, mein Stündlein!“

Die Menge der Zuschauer, die um Pankrazens Grab einen Kreis geschlossen, trat auseinander. Hardli mit dem Sträußchen, mit dem Bilde und Betbüchlein, ging voran, Christine führte die blinde Ahnfrau; dicht nebenan drängte sich der Seemann, und unterstützte hie und da die Witwe seines Bruders in ihrem Liebesdienste. Theodor und ich — wir konnten nicht wegbleiben, wir begleiteten den Zug, und vernahmen unterwegs von dem Seemann ungefähr folgendes:

Vor fünf Jahren, da er auf einem holländischen Schiffe noch Bootsmann gewesen, sei er auf weitem Ocean von einem Seeräuber gekapert worden. Seit

dieser Zeit habe er nichts mehr von sich hören lassen können. Zwei Jahre später sei es ihm geglückt, aus der Gefangenschaft zu entfliehen, und auf einem nordamerikanischen Schiffe Dienste zu nehmen, wo er sich bis zum Range eines untergeordneten Seeoffiziers emporgeschwungen. Endlich vor wenigen Monaten habe ihm ein Kaufmann von Neuyork ein Handelsschiff übergeben mit dem Range eines Kapitäns. Das Schiff hatte seine Bestimmung nach Holland — und so sei es ihm endlich geglückt, der Sehnsucht nach Mutter, Bruder und Heimat ein langgewünschtes Opfer bringen zu können. Kaum gelandet — hab' er den Weg hierher gesucht — und sei nun, wiewohl unter Thränen ob des Verlustes des Bruders, denn doch gesegnet mit dem Wiederfinden der alten Mutter und derer, die ihm der brave Pankraz zur treuen Pflege und Obsorge zurückgelassen. „Und," fügte er lächelnd hinzu, „um rechtschaffen brüderlich sorgen zu können, bin ich froh, daß das Denkmal des Thomas Heiderich für jetzt noch überflüssig ist unter den Denkmälern der Verstorbenen."

Wir standen jetzt vor der Hütte der Witwe Christine, und nahmen Abschied. Der Kapitän schlug unsere Einladung zum Mittagessen freundlich aus, indem er uns die Hand bot und sagte: „Sie verzeihen dem Gefühle des Sohnes! Ich kann mich unmöglich trennen von der blinden Mutter!"

Wir vernahmen später, daß er ein würzhaftes Mahl vom Gasthause her in der ärmlichen Hütte hatte bereiten lassen, an dem die blinde Anna fröhlicher Dinge war, und die Hände des Thomas tausendmal befühlte.

Nach Mittag umzog sich der Himmel mit schweren Wolken, aus denen der erste Schnee ungastlich heraus-

blickte. Unser Plan, das nahe Buchenwäldchen zum letztenmal zu besuchen, ehe es vollends gänzlich der Blätter beraubt stände, und dort in der Wirklichkeit das Bild irdischer Hinfälligkeit recht eigentlich zu betrachten, mußte aufgegeben werden.

Wir blieben demnach zu Hause. Theodor besuchte mich. Wir waren nicht verlegen um einen Stoff ernsthaften Gespräches. Der Tag gab ihn freiwillig her, und meine Hausfrau nahm einen guten Teil für sich von der Stimmung, in die wir durch zweckgemäße Reden versetzt wurden. Endlich ging Theodor zum Klavier, nahm einen vollen Accord, und stimmte Neuendorffs Lied an vom ewigen Leben und dessen Herrlichkeit:

„Hinauf! Hinauf! Die Flügel regen sich;
  Die träge Hülle sinkt;
Das Zeichen tönt; — o Ton, ich kenne dich,
  Der aus der Fern' erklingt!
In diesen niedern Gründen
  Ist die Verbannung aus!
Die Wege darf ich finden
  Zu meines Vaters Haus" u. s. w.

Als wir das Lied abgesungen hatten, war es schon Abend geworden. Ein früher Abend; denn die Wolken hingen so düster und grauenvoll am Firmamente, und ein schauerlicher Nordwest blies über die Landschaft hin mit einem Tone, der uns sagen sollte: Heute hab' ich vollends alles Leben ausgelöscht. Die ganze Natur muß im Sarge liegen am „Allerseelen"-Tage!

Die Witwe Christine erschien vor dem Fenster; wir erkannten sie kaum in der Dämmerung; ihr Gesicht war aber auch ganz entstellt von vielem Weinen. „Die blinde Anna läßt Euch bitten! Sie sagt, es sei ihr Stündlein nahe!"

Die Weinende war schon wieder fort. Theodor stand auf und ging. „Ich hab' ihr gestern erst das Nachtmahl des Herrn gereicht," sagte er, „sie nahm es gar oft und gern, und war so herzinnig froh, immer eins zu sein mit ihm. So braucht sie nichts, als einen stärkenden Scheidegruß, den ich ihr auch geben will mit der ganzen Kraft meines heiligen Berufes."

Sollt' ich zu Hause bleiben? Diese Qual konnt' ich mir selbst nicht anthun. Ich begleitete den lieben Pfarrer. Als wir uns der Hütte näherten, hörten wir das Lied:

„Dort über jenen Sternen,
Dort ist ein schönes Land!"

Auch die Stimme des Kapitäns war unter denen der Singenden. „Sie hat das Lied verlangt!" sagte Christine, als wir eintraten, und uns zwischen die Platz machenden Nachbarinnen, die auf der Witwe Wehklagen herbeigeeilt waren, vor das Sterbebett der blinden Anna stellten.

Ach, ihr Gesicht war schon totenblaß, und die magere Hand, die in der Hand des Kapitäns ruhte, ohne Leben. Die Brust aber wurde noch gehoben durch schwere Atemzüge, die in langen Pausen aufeinander folgten. Manchmal gestalteten sich ihre bläulichen Lippen zu einem süßen Lächeln, und einmal noch flüsterten sie sogar die Worte: „Dort — ist ein schönes Land!"

In dem Augenblicke wurde der Pfarrer abgerufen mit der Botschaft: „Der kalte Konrad liegt in der Gasse außen und röchelt wie ein Sterbender." Wir schauderten zusammen. Theodor aber sagte: „Der bedarf der Seelenerweckung mehr, als die gute blinde Anna des

Seelentrostes. Sie ist ja bereits schon im Anblicke des schönen Landes. Um den kalten Konrad aber wird's Finsternis sein, wie in der grauenvollsten Mitternacht."

Er eilte davon, blaß und seufzend, daß man es ihm ansehen konnte, wie sehr ihn die Nachricht ergriffen, und welche schwere Ahnung sein Gemüt durchschauerte.

Gleich darauf hörte man noch einen kurzen Freudeton aus dem Sterbebette der blinden Anna. Mit diesem war ihre Seele heimgegangen.

Der Schmerz der Witwe Christine äußerte sich jetzt in lauten Thränen. Aber der Kapitän bot ihr die Hand und sagte fest und feierlich: „Sanft und selig ist sie dahingeschieden. Und was sie drückte auf Erden, ist dort verwandelt in ewige Freude. Lassen wir sie sanft ruhen, liebe Schwägerin. Für Euch aber und Euer Kind will ich brüderlich und väterlich sorgen, so wahr mich Gott gesegnet hat in diesen Tagen; und so gewiß ich verlange, auch einst so sanft und selig hinüberzuscheiden, wie die gute blinde Mutter Anna."

„Ahnfrau!" rief auf einmal eine zarte Stimme aus der Ecke der Stube. Hardli war's; er schlief auf einem Bettchen und träumte. Aller Augen wandten sich nach der Stelle. Der Knabe lag wie ein schlummernder Engel da; die blonden Haare gelockt, Wangen wie Rosen, die Stirn weiß wie frischgefallener Schnee, um die Lippen ein Lächeln unschuldsvoller Kindlichkeit. Die Arme hatte er im Schlafe hinaufgestreckt über das Köpfchen, und ein Händchen bewegte sich, wie zum Abschiednehmen. „Ahnfrau!" träumte der Knabe, „Ahnfrau! Gruß an Väterlein!"

Wessen Auge sollte da trocken bleiben? Christine schluchzte, indem sie hintrat und dem Büblein die Arme

herablegte auf die Brust, sanft und vorsichtig, daß sie ihn ja jetzt nicht aufwecken möge. Der Kapitän lächelte, obgleich ein paar große Thränen auf seinen gebräunten Wangen standen, beleuchtet von dem Sterbelichte der blinden Mutter.

Der Pfarrer kam zurück. Sein Antlitz war von Wehmut und Trauer umfangen, und viele Thränen hatten seine Augen gerötet. „Ich habe ihn nicht mehr am Leben getroffen!" seufzte er mit tiefer Stimme. „Er fiel als ein Opfer seiner fürchterlichen Leidenschaft. Das Übermaß des geistigen Getränkes hat ihn verbrannt. Noch zischt die bläuliche Flamme aus seinem Munde. Man hat ihn in Nachbars Haus gebracht. Aber der Chirurg, der mit Hilfe der Kunst ihn zum Leben zurückbringen wollte, sagt: es ist vorüber! — Welch ein grauenvolles Scheiden! Barmherziger Gott, du wirst ihm gnädig sein!"

„Ja," sagt' ich, „welch ein Unterschied zwischen Sterben und Sterben! Hier dieses sanfte Bild gottseligen Scheidens! Dort jenes finstere Nachtstück des grauenvollsten Todes!"

Jetzt herrschte eine Stille in der niederen Kammer, welche offenbarte, daß ein jeder der Anwesenden seinen eigenen Gedanken Raum gab. Unterdem tönte die Abendbetglocke vom Kirchturm, und nach einigen Pausen stimmte der Pfarrer Benjamin Schmolkes Lied an von der Vorbereitung auf den Tod, und wir alle sangen mit, wie folgt:

Mein Gott! Ich weiß wohl, daß ich sterbe;
Ich bin ein Mensch, der bald vergeht,
Und finde hier kein sich'res Erbe,
Kein Gut, das ewiglich besteht;

Drum zeige mir in Gnaden an,
Wie ich recht selig sterben kann!

Mein Gott, ich weiß nicht, wann ich sterbe;
Ob es nicht heute schon geschieht,
Daß ich vor Abend mich entfärbe,
Der Blume gleich, die schnell verblüht;
Drum mache täglich mich bereit
Zum Eingang in die Ewigkeit!

Mein Gott, ich weiß nicht, wie ich sterbe,
Wie mich des Todes Hand berührt;
Dem einen wird das Scheiden herbe,
Wenn jener sanft wird heimgeführt.
Doch, wie du willst, nur dies verleih',
Daß ich getrost im Tode sei!

Mein Gott, ich weiß nicht, wo ich sterbe,
Und welcher Staub mich einst bedeckt;
Doch, wenn ich nur dies Heil erwerbe,
Daß mich dein Ruf zum Leben weckt,
So mög' es nahe, ferne sein:
Die Erd' ist allenthalben dein!

Nun, treuer Vater, wenn ich sterbe,
So nimm du meinen Geist zu dir!
Ich weiß, daß ich dann nicht verderbe,
Lebt Christus und sein Geist in mir,
Darum erwart' ich ruhevoll,
Wo, wie und wann ich sterben soll!"

Nun verabschiedeten wir uns, nachdem der Pfarrer noch einige Trostworte an die Hinterbliebenen mit seiner kräftigen, rührenden Stimme ausgesprochen. Der Kapitän versicherte, uns morgen zu besuchen, den Pfarrer wegen der Zwiesprache über die Beerdigung der Leiche seiner blinden Mutter, mich, um über die Zukunft seiner

Schwägerin und ihres Kindes zweckmäßige Vorsorge zu treffen.

Als wir heraustraten aus der kleinen Hütte, war der Himmel noch immer voll grauer Wolken; Dächer, Bäume und Wege voll Schnee. — Die ganze Landschaft lag verdeckt unter dem großen Leichentuche des eingetretenen Winters.

Inhalt.